



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

In der Hölle verschollen

Belgien F 35 / Frankreich F 5,- / Italien L 1300. / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Spanien P 100



In der Hölle verschollen

John Sinclair Nr. 289

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 17.01.1984

Titelbild von Sebastia Boada

Sinclair Crew

In der Hölle verschollen

Der Teufel zeigte ein eisiges Lächeln, als er daran dachte, wer sich in seinen Händen befand.

Sheila und Bill Conolly!

Durch einen genialen Schachzug seinerseits waren sie ihm in die Falle gegangen. Beide gehorchten jetzt ihm und waren ihm fast hörig.

Fehlte nur noch einer aus der Familie.

Johnny, der Sohn der Conollys. Ein Kind, hilflos, auf seine Eltern angewiesen, doch um so etwas hatte sich der Satan noch nie gekümmert. Ob Männer, Frauen oder Kinder, wenn er eine Chance sah, Seelen in seine Klauen zu bekommen, war er radikal.

Rücksicht kannte er nicht…

Und er hatte es bereits versucht, auch den Jungen in die Klauen zu bekommen, doch es kam etwas dazwischen.

Der eine Grund hieß Nadine Berger, die Wölfin, und der andere John Sinclair. Außerdem hatten Sheila und Bill nicht so reagiert, wie der Teufel es gern gesehen hätte. Sie waren nicht mit vollem Ehrgeiz an ihre Aufgabe herangegangen, weil es bei ihnen noch eine Hemmschwelle gab.

Darüber dachte der Satan nach.

Hemmschwelle – was konnte es sein? Eigentlich gab es nur eine Antwort, wenn er genauer darüber nachdachte. Als Hemmschwelle fungierte immer etwas, das er nicht besaß und das er sich auch nicht kaufen konnte, nicht mit allen Schätzen der Erde.

Die Menschen hatten ein Wort, einen Begriff erfunden, den aber keiner so richtig erklären konnte.

Sie nannten es Liebe…

Genau das war es. Die Liebe. Es gab die Liebe zwischen Mann und Frau, auch andere Arten von Liebe, aber eine war besonders stark. Die zwischen Eltern und Kind.

Sie genau mußte die Hemmschwelle gewesen sein, sonst hätte er Johnny längst in seine Gewalt gebracht.

Wie konnte er diese Schwelle überwinden? Der Satan hatte lange darüber nachgedacht, zu einem Ergebnis war er nicht gekommen.

Man konnte den Menschen den Haß einpflanzen und dafür sorgen, daß sie sich gegenseitig vernichteten. Zahlreiche Kriege hatten es schließlich bewiesen, aber die Familie so auseinanderzureißen, war sehr schwer.

Wie brachte man eine Mutter dazu, so zu hassen, daß sie den eigenen Sohn tötete?

Das klappte, wenn diese Frau sich als Mitglied der Hölle ansah, als Dienerin des Satans, in dem Fall sollte es an sich nicht so schwer sein. Wieder lächelte der Teufel. Was nutzten alle Überlegungen, die Praxis und der Versuch gaben eine viel bessere Auskunft.

Sheila Conolly hatte einmal die Hölle sehen wollen. Asmodis zeigte sie ihr. Vor ihren Augen entstand die Erde, denn das war für den Teufel die Hölle.

Feuer, Qual und Pein existierten ebenfalls, aber in anderen Zeiten, Dimensionen und Welten, über die der Teufel zusätzlich regierte.

Er bezeichnete diese Welten immer als Vorhof der Hölle, und wer als Mensch darin steckte, war so gut wie verloren.

Schon oft hatte Asmodis etwas erreicht, wenn er Menschen in diese Dimensionen schaffte. Sollte es bei den Conollys keine andere Möglichkeit geben, würde er sie in diese Reiche hineinschleudern, wo sie alle Qualen erleben sollten, die sich ein satanisches Gehirn nur ausdenken konnte.

Zuerst mußte er mit ihnen reden.

Satan hatte den Ehrgeiz, es allein zu schaffen. Er wollte sich auf seine Schreckensdiener wie Monstren, Ungeheuer, dämonische Gestalten und Hexen nicht verlassen, die Conollys bezeichnete er vorerst als ureigenstes Problem.

Einmal nur klatschte er in seine Klauenhände. Der Satan saß dabei im Nichts, in einer tiefen Schwärze, und als sich die beiden Klauenflächen berührten, da sprühten dunkelrote Funken wie die Reste einer Wunderkerze in die Luft.

Vor ihm in der Schwärze entstand ein rasender Wirbel, ein Tunnel, ein Loch, ein saugender Trichter, in dem es heulte und pfiff.

Nur der Teufel konnte mit seinen Glutaugen bis an das Ende des Trichters schauen, einem normalen Menschen blieb der Blick verwehrt.

Zwei Gestalten sah er dort. Sie trieben taumelnd durch den unheimlichen Höllensog, und Satan lächelte, weil sie, ohne sich zu wehren, so fantastisch reagierten.

Sie konnten nicht mehr anders, denn der Satan hatte die entsprechende Macht über sie bekommen.

Sheila und Bill Conolly trieben näher.

In Sekunden und Minuten war dies kaum zu messen, denn in der Hölle existierte keine Zeit. Sie war ebenso zeitlos wie der Himmel, ihr Gegenstück.

Sie hatte keinen Anfang und kein Ende und war seit ewigen Zeiten da. So jedenfalls behauptete es der Satan.

Er wartete, bis der Tunnel die beiden Menschen förmlich ausgespien hatte.

Dann standen sie vor ihm.

Beide hatten ihre menschliche Gestalt nicht verloren. Äußerlich waren sie von der Hölle nicht gezeichnet worden, man hatte sie weder körperlich gequält noch bedrängt, der Satan ließ sich Zeit, denn seine Methoden waren feiner. Was nicht heißen sollte, daß er auf die alten Schrecken zurückgriff, doch zuvor wollte er sehen, wie hörig ihm Sheila und Bill Conolly tatsächlich waren.

Sie hielten sich an den Händen gefaßt. Für den Satan ein Beweis, daß ihre Verbindung zueinander noch nicht gerissen war. Er ärgerte sich für einen Moment und dachte wieder an das Wort Liebe.

Man mußte sie ausmerzen. Er hätte viel dafür gegeben, wenn er es irgendwann einmal schaffte.

Das Lächeln, mit dem er die beiden anschaute, nannte er freundlich, auf die anderen mußte es abstoßend wirken. Ebenso wie die dreieckige Teufelsfratze, die glühenden Augen, die Hörner auf der Stirn und das Fell im Gesicht.

So zeigte sich Asmodis gern, obwohl er auch anders konnte. Zum

Beispiel konnte er ein strahlend schöner Jüngling sein, ein potenter Verführer, dem alle Frauen ins Netz gingen.

So wäre es ihm fast einmal gelungen, die Sekretärin des Geisterjägers in seine Klauen zu bekommen. [1] Aber wieder war dieser Sinclair aufgetaucht und er, der durch sein Kreuz geschützt wurde, verstand es immer wieder, den Satan an der Nase herumzuführen und ihm auch Niederlagen beizubringen.

Sheila und Bill standen vor ihm. Es gab keinen sichtbaren Boden, auf dem sie standen, auch keine Wände oder Griffe, an denen sie sich halten konnten, aber sie hatten sich daran gewöhnt. In der Hölle existierte keine Physik.

Der Satan beobachtete sie noch eine Weile. Auch die beiden wichen seinem Blick nicht aus, aber sie zeigten keine Demut, wie er es sonst von seinen Dienern gewohnt war, und das wurmte ihn.

In den Augen des Mannes blitzte es sogar noch auf, denn Bill wollte sich nicht mit der Situation abfinden, während Sheila einen lethargischen Eindruck machte.

Sie stand bereits zu sehr unter dem Bann des Satans, und sie war auch als erste von ihm geholt worden, als der Teufel ihren verstorbenen Vater mit ins Spiel gebracht hatte.

»Eigentlich hätte ich hier drei Personen erwartet«, sagte der Satan mit lauernder Stimme.

Bill Conolly gab die Antwort. »Ich wollte es nicht. Laß unseren Sohn aus dem Spiel.«

»Weshalb?« Asmodis lachte. »Seine Eltern sind hier, und Kinder sehnen sich nach ihren Eltern. Oder ist das Band der Liebe zwischen euch so schwach?«

»Nein, es ist härter, als du denkst, Satan!« spie Bill ihm ins Gesicht. Der Reporter erstickte fast an seiner Wut. Er hatte gegen die raffinierte Falle des Satans nichts machen können. Sheila wollte er retten, zurückholen, und dabei war er auf dem Heldenfriedhof ebenfalls in die Klauen des Satans geraten.

Jetzt befanden sich er und Sheila wieder zusammen. Als Spielbälle in den Händen des Satans, und Bill fragte sich, wie sie aus dieser Lage je wieder herauskommen sollten? Aus eigenen Kräften war es kaum möglich, er mußte sich auf andere verlassen.

John Sinclair, zum Beispiel. Oder Suko, Kara und Myxin. Sie würden alles daransetzen, um Sheila und ihn aus den Klauen des Teufels zu befreien.

Deshalb hatte Bill noch Hoffnung. Daran richtete er sich auf, und er würde auch nicht vor dem Satan knien, obwohl er sicher war, daß dieser mit ihm machen konnte, was er wollte.

Er konnte ihn in der Luft zerreißen, zerstören, in ein Monstrum verwandeln, aber er tat es nicht. Und das deutete daraufhin, daß der

Teufel noch Pläne schuf, und wahrscheinlich stand die Figur des Geisterjägers John Sinclair im Hintergrund. Um ihn zu erledigen, mußte Asmodis alle Steine aus dem Weg räumen.

Asmodis versuchte es über Johnny. »Da ihr euren Sohn nicht mitgebracht habt, möchte ich euch helfen«, schlug er vor und lächelte wieder falsch.

»Wir verzichten«, sagte Bill.

»Und was sagst du, Sheila?«

»Ich will meinen Vater sehen!«

Satan lachte. »Er ist tot. Will es noch immer nicht in deinen Schädel hinein, daß ich ihn nur als ein Lockmittel benutzt habe, um euch in die Hände zu bekommen? Denk endlich daran und werde dir darüber klar. Du wirst ihn nie sehen. Ich habe euch, das ist mir wichtig, und ich werde die Familie zusammenführen.« Seine rechte Klaue schnellte vor. Feuer fuhr aus seinem Maul, stand für einen Moment in der Luft und wurde wieder eingesaugt. »Jetzt wird euch Asmodis einmal zeigen, was er beherrscht, wie er die Menschen manipulieren kann. Seht genau her, ihr beiden Menschenkinder!«

Sein Lachen dröhnte durch die Unendlichkeit. Die Augen wurden zu rotierenden Feuerrädern, seine Arme riß er in die Höhe, breitete sie aus, spielte mit seiner Magie, und hinter dem Rücken der beiden schoß etwas Helles aus dem Nichts hoch und formte sich zu einer Figur.

»Dreht euch um!« schrie der Satan.

Bill wollte nicht. Sheila jedoch gehorchte dem Teufel. Sie wandte sich von ihrem Mann ab, und als sie die Hälfte der Drehung hinter sich gebracht hatte, da schrie sie auf.

Jetzt schnellte auch Bill herum.

Die Augen der beiden weiteten sich, denn sie sahen, daß der Teufel Wort gehalten hatte.

Vor ihnen stand jemand, den sie beide so unendlich liebten.

Johnny, ihr Sohn!

***

Der Satan ließ ihnen Zeit. Er ahnte, was in den beiden vorging. Ihre Qual mußte ungeheuer sein, und der Teufel wollte sie genießen. Für ihn waren es Augenblicke des höchsten Glücks, zeigten sie ihm doch, wie groß seine Macht war, die er über die Menschen besaß.

Sheilas und Bills Rücken zuckten. Satan wußte, daß beide weinten. Gefühle überkamen sie und wer sich Gefühle leistete und sie zeigte, der war schwach.

Wenigstens nach der Philosophie des Teufels.

»Nun?« fragte er nach einer Weile, denn er wollte, daß es weiterging. Eine akustische Antwort bekam er nicht. Sheila blieb in ihrer Haltung,

zeigte Asmodis weiterhin den Rücken, wobei ihre Schultern hin und wieder bebten.

Bill Conolly reagierte anders. Er drückte seinen Oberkörper langsam hoch und fuhr gedankenschnell herum. Sein Gesicht verzerrte sich, in den Augen leuchteten Wut, Haß und Hilflosigkeit, und Bill konnte sich nicht mehr beherrschen.

Er drehte durch.

Es war ein gewaltiger Sprung, der ihn in die unmittelbare Nähe des Satans brachte, wobei Bill überhaupt nicht darauf achtete, daß ihm der Teufel haushoch überlegen war.

Er wollte ihn stürzen, ihn schlagen, nur um irgend etwas zu tun und seine Hilflosigkeit abzureagieren.

Auch Sheila hatte von der Aktion ihres Mannes etwas bemerkt.

Sie war herumgefahren. Der verzweifelter Schrei: »Nein, Bill, nicht!« fruchtete bei dem Reporter nicht, denn er sprang den Teufel an.

Satan ließ ihn kommen.

Dann schlug er zurück.

Es war bei ihm so gut wie keine Bewegung zu sehen. Ein blitzschnelles Reagieren, das Ausspielen seiner eigenen Stärke, und Bill Conolly wurde voll getroffen.

Sekundenlang schwebte er in der Luft. Von gewaltigen Kräften herumgerissen, um die eigene Achse gewirbelt und ohne eine Chance zur Gegenwehr. Er hatte seine Arme ausgebreitet, die Beine ebenfalls und wirkte wie ein Fallschirmspringer ohne Schirm.

Dann klatschte er zu Boden.

Ein harter Fall. Obwohl nichts zu sehen war, dröhnte es, und dort, wo Bill die nicht sichtbare Unterlage berührt hatte, stoben Funken in einer langen roten Kette in die Höhe.

Satan hob seinen Klumpfuß. Ein widerlich anzusehendes pechschwarzes Pferdebein, und er setzte den ebenfalls schwarzen Huf besitzergreifend auf Bills Rücken.

Dabei schaute er Sheila an.

Sie sagte nichts. Sie wußte aber, daß der Satan mit ihnen machen konnte, was er wollte. Wie er die gesamte Familie unter Kontrolle bekommen hatte, dokumentierte er mit dieser Geste. Nicht ein Wort drang aus seinem häßlichen Maul. Stumm schaute er Sheila an, die seinem Blick nicht auswich und sich nicht traute, eine Frage zu stellen, weil sie wußte, wie die Antwort ausfallen würde.

»Nun?«

Sheila schüttelte den Kopf.

»Soll ich ihn vernichten?« fragte der Teufel lauernd, wobei die Bosheit in seinem Gesicht geschrieben stand.

»Nein, bitte…«

»Bitte, sagst du?« Asmodis lachte. »Sie sagt bitte zu dem Herrn der

Hölle. Ausgerechnet Sheila Conolly, die jetzt meine Dienerin ist. So habe ich es haben wollen. Bitten sollst du mich. Bitten und anflehen, denn nicht anders will ich es haben.«

Sheilas Gesichtszüge zeigten Qual. »Was soll ich denn noch alles tun? Was verlangst du, Satan?«

»Daß du mir gehorchst.«

»Du hast mich schon in deinen Klauen.«

»Das reicht mir nicht. Ich will deinen Mann ganz und auch deinen Sohn. Ihr sollt mir gehorchen. Das Leben deines Mannes liegt in meiner Hand. Ich kann ihn töten, aber es kommt auf dich an. Wirst du das tun, was ich von dir verlange?«

Ohne zu zögern, nickte Sheila.

»Das genau wollte ich wissen. Und jetzt gib gut acht, Sheila Conolly.« Ohne seinen Fuß auch nur um einen Zoll abzuheben, griff der Teufel in eine Manteltasche und holte etwas hervor.

Es waren zwei Dolche.

Die Augen des Teufels leuchteten, als er die Waffen in den Pranken hielt. Eine zuckende Bewegung seiner beiden Arme, und im nächsten Augenblick befanden sich die Dolche in der Luft. Er fing sie ebenso geschickt wieder auf, so daß die beiden Spitzen nach vorn auf Sheila zeigten.

»Hast du es gesehen?«

»Was soll das?«

»Heb deine Arme!«

Sheila wußte, daß sie die schlechteren Karten in er Hand hielt und all das tun mußte, was der Teufel von ihr verlangte. Es blieb ihr nichts anderes übrig, als zu gehorchen.

»Bleib so stehen!« Der Satan hatte kaum ausgesprochen, als er die beiden Waffen schleuderte. Auf dem kurzen Stück fauchten sie, und plötzlich verwandelten sich ihre Klingen in lange Flammenzungen.

Sheila hatte nicht einmal gezuckt. Sie stand starr auf dem Fleck, alles war für sie zu überraschend gekommen. Sheila merkte nur den Schlag und den leichten Ruck an ihren Händen, dann schlossen sich ihre Fäuste automatisch.

Sie hielt die Flammendolche in den Händen.

Der Teufel hatte genau gezielt, und er schaute in das vom Widerschein der beiden Feuer angestrahlte Gesicht der Frau, die nicht wußte, was das alles bedeuten sollte.

Asmodis ließ sich Zeit. »Na, wie gefällt es dir, dich selbst als Heldin mit den Messern zu sehen?«

»Ich… ich weiß nicht.«

»Das wirst du gleich. Ich möchte dich nur daran erinnern, daß du versprochen hast, alles für mich zu tun. Denkst du noch daran?«

»Ja.«

»Dann dreh dich um!«

Sheila mußte gehorchen. Bevor sie dem Befehl nachkam, warf sie noch einen Blick auf ihren liegenden Mann. Noch immer drückte der Klumpfuß des Teufels gegen seinen Rücken, und Sheila vernahm Bills Keuchen.

Im nächsten Augenblick wurde ihr Blickfeld von einer anderen Person eingenommen.

Von Johnny!

Er stand noch immer da. Sein Gesicht wirkte seltsam wächsern, als bestünde die Haut aus kaltem Hammelfett. Die Arme hingen rechts und links des Körpers nach unten, seine Hände hatte er zu Fäusten geballt, der Mund bildete einen Strich, und die Augen des Kleinen waren sehr weit aufgerissen.

Mutter und Sohn sahen sich an.

Sheila dachte daran, daß es ihr und Bill nicht gelungen war, Johnny in dieses Reich zu holen, weil die Gegenmagie einfach zu stark gewesen war. Wie konnte es überhaupt möglich sein, daß der Teufel es so ohne weiteres schaffte? Dann hätte er sie doch gar nicht erst zu schicken brauchen.

»Johnny…«

Der Junge erwiderte nichts. Nur seine Mundwinkel zuckten ein wenig.

Sheila ging vor. Einen Schritt weit ließ der Satan sie kommen, dann erreichte sie sein Befehl. »Ich weiß, daß du zu ihm willst«, sagte er mit krächzender Stimme. »Doch da gibt es einige Hindernisse. Du gehst erst, wenn ich es will.«

Sheila gehorchte dem Befehl, drehte sich dabei wieder um, und die beiden flammenden Dolche zeichneten eine rote Spur in die Schwärze der Umgebung.

»Ist es dein Sohn?« fragte der Satan.

»Ja.«

»Du bist ganz sicher?«

»Auch das.«

»Gut, ich wollte es wissen. Da du mir Treue geschworen hast, will ich jetzt den Beweis sehen. Geh zu deinem Sohn und stoße ihm beide Flammendolche in den Körper!«

***

Ich war auf dem Weg nach Hause!

Endlich, mußte ich sagen, denn hinter mir lag ein schreckliches Abenteuer. Entweder war es Zufall oder Fügung gewesen, jedenfalls hatte ich einen Toten entdeckt, der von Katzen-Zombies umgebracht worden war. Ich ließ die Sache natürlich nicht auf sich beruhen, geriet an mordende Katzen, einen Riesenkater groß wie ein Tiger, und an

eine Frau, die sich Brenda the cat nannte. Sie war identisch mit der ägyptischen Katzengöttin Bastet.[2]

Der Fall hatte drei Tote gekostet. Drei Leichen in einer Nacht. Daß ich den Fall lebend überstanden hatte, verdankte ich meinem Kreuz, denn dort war das Allsehende Auge eingraviert, ein Zeichen aus der ägyptischen Mythologie, und dieses Auge hatte sich gegen die Katzengöttin gestellt, die von ihrem großen Gott Osiris wieder in ihre Zeit und Dimension geholt worden war.

Ein fantastisches, unbegreifliches Abenteuer, das ich allerdings rasch wieder aus meinem Gedächtnis streichen wollte, denn es ging um andere Dinge.

Die hießen Sheila und Bill Conolly!

Eigentlich hatte es ja nicht mehr lange gutgehen können. Es lag einfach in der Luft, aber der Satan hatte nun endgültig seine Chance gesehen und zugeschlagen.

Zuerst war Sheila zu einer Dienerin gemacht worden, und durch sie ging auch Bill in die Falle.

Der Teufel hatte auf die Liebe der beiden Menschen zueinander gesetzt und sich nicht geirrt.

Sheila und Bill Conolly waren in der Hölle verschollen!

Ich kannte den Satan gut genug und wußte auch, daß er sich mit zwei Personen nicht zufrieden geben würde. Er wollte sicherlich auch Johnny Conolly.

In der Annahme sollte ich mich nicht getäuscht haben, denn bei Johnny versuchte der Teufel es ebenfalls. Nur hatten wir damit gerechnet und jemand zurückgelassen.

Shao, die Chinesin, achtete auf ihn und natürlich auch Nadine, die Wölfin. Zudem kamen wir im rechten Augenblick, so daß es dem Satan nicht gelungen war, den Jungen in seine Gewalt zu bekommen.

Doch die Eltern reichten, und ich fragte mich, ob ich sie je wieder aus der Hölle zurückholen konnte. Was Asmodis einmal besaß, das ließ er nicht so leicht aus den Klauen. Solange Sheila und Bill nicht tot waren oder ich hundertprozentig über ihren Tod informiert worden war, wollte ich nicht aufgeben, dafür aber alle Mittel in Bewegung setzen, um beide zu befreien.

Für einen einzelnen eine unlösbare Aufgabe. Aber ich hatte Freunde. Sie zählten auch zu Sheilas und Bills Verbündeten, und die wollten wir einsetzen. In naher Zukunft mußte es sich beweisen, was eine Freundschaft wert war. So hoffte ich, daß alle, die auf unserer Seite standen, mitspielten.

Bei Suko war das selbstverständlich. Ebenso bei Shao und Nadine Berger. Ich dachte an andere, die uns helfen konnten. Myxin, der Magier, und Kara, die Schöne aus dem Totenreich. Leider wußten sie noch nicht, was überhaupt vorgefallen war, und ich mußte erst

Verbindung mit ihnen aufnehmen.

Hinzu kam unser Job. Mit uns meinte ich Suko und mich. Wir waren ja keine Freiberufler, sondern hatten unsere festen Arbeitsplätze bei Scotland Yard, so daß wir unser Büro nicht ohne weiteres im Stich lassen konnten.

Gleichzeitig mußte auch Johnny geschützt werden, so daß uns als Lösung nur eine Aufgabenteilung eingefallen war. Ich wollte auch Bürodienst machen, und Suko sollte zusammen mit seiner Freundin Shao solange im Haus der Conollys wohnen.

Diesem Vorschlag hatte auch Sir James Powell, unser Chef, zugestimmt, und zu ihm war ich auf dem Weg. Ich wollte mit ihm reden, denn er mußte über die neuesten Vorgänge informiert werden.

Angerufen hatte ich ihn bereits, und er hatte vorgeschlagen, sich mit mir in meiner Wohnung zu treffen.

Ich rollte durch ein leeres London. Und ebenso leer sah es in meinem Innern aus. Es war eine Phase der dumpfen Verzweiflung.

Wo wir auch hinschlugen, die Konter der anderen Seite waren immer härter und gnadenloser. Wir hatten zwar Siege errungen, ich brauchte da nur an die Zerschlagung der Mordliga zu denken, aber unter dem Strich hatten wir doch verloren.

Und so etwas kann in einem Menschen nagen und wühlen. Mir erging es da nicht anders.

Der Bentley rollte durch Londons stille Straßen, und als ich das hohe Haus erreichte, in dem ich meine Wohnung besaß, wartete vor der breiten Eingangstür bereits ein Taxi.

Sir James hatte meinen Bentley ankommen sehen, stieg aus und hob den rechten Arm.

Ich bremste. Die Scheibe surrte nach unten, und mein Chef sagte:

»Lassen Sie mich einsteigen.«

»Wollen wir nicht in der Wohnung reden?«

»Nein, John. Der Fahrer hat Anweisung, zu warten. Sie gehören auch ins Bett.«

Ich lächelte müde und hob nur die Schultern. Gleichzeitig gab ich Gas und lenkte den Bentley dorthin, wo sich auch die Tiefgarage befand. Das Licht der Scheinwerfer strich über den Beton der geschwungenen Zufahrt, ich betätigte einen Kontakt an einer Säule, und das Tor schob sich in die Höhe.

Sir James schwieg so lange, bis ich den Wagen in meine reservierte Parktasche gelenkt und den Motor ausgestellt hatte.

Erst jetzt begann er zu sprechen. »Was ist passiert?«

Er bekam von mir einen knappen, aber sehr genauen Bericht. Ich ließ das Abenteuer der vergangenen Stunden auch nicht aus, und Sir James ballte dabei seine Hände.

Er schaute stur durch die Scheibe vor die graue Wand der Garage.

Sein Gesicht wirkte blaß, die Lippen zuckten hin und wieder, und manchmal schluckte er auch einen unsichtbaren Kloß hinunter.

»So sieht es leider aus, Sir«, sagte ich ihm. »Tut mir leid, aber wir konnten nichts ändern.«

»Gibt es für die Conollys Hoffnung?«

»Eigentlich nicht, Sir.«

»Und wieso sagen Sie eigentlich?«

Ich ließ mir mit der Antwort ein wenig Zeit. »Normalerweise wäre die Chance der beiden gleich Null. Aber ich will daran nicht so recht glauben, denn der Satan braucht noch den Jungen. Er macht keine halben Sachen. Um ihn zu bekommen, wird er dessen Eltern einsetzen. Gewissermaßen als Trümpfe. Er spekuliert eiskalt mit der Liebe zwischen Eltern und Kindern. Sie wird er für seine Pläne ausnutzen. Erst wenn er alle Conollys hat, werden Sheila und Bill vernichtet oder voll in die Hölle integriert. So sehe ich das, Sir.«

Der Superintendent atmete tief ein. Er beugte sich nach vorn, als könnte er auf der Betonwand die Lösung finden. Dann fragte er mit leiser Stimme: »Was können wir tun?«

Ich berichtete ihm von meinen Plänen.

»Im Prinzip gut«, meinte er. »Nur haben wir das Kind in unserer Rechnung. Wir können es nicht immer bewachen. Es wäre ein Leichtes, Beamte abzustellen, mit ihnen hätte aber der Teufel leichtes Spiel. Stellt sich die Frage, wie lange Shao, Suko und auch die Wölfin Johnny wirklich schützen können.«

»Sie richten sich auf eine längere Zeit ein.«

»Das werden sie auch müssen.« Sir James wechselte das Thema.

»Kennen Sie einen Weg in die Hölle?«

»Leider nicht, Sir.«

»Wie wollen Sie die beiden dann zurückholen?«

»Ich habe mir da etwas gedacht, was allerdings noch auf sehr tönernen Füßen steht.«

»Erzählen Sie es trotzdem.«

»Ich wollte Myxin und Kara einschalten. Wenn sie einen Weg zum Teufel kennen, müßte es doch mit dem Henker zugehen, wenn wir es nicht schafften, dem Satan etwas Wertvolles abzunehmen. Etwas, das für ihn ebenso wertvoll ist, wie für uns die Familie Conolly.«

Sir James runzelte die Stirn. »Im Prinzip ist der Gedanke gut. Nur, was wäre da so wertvoll?«

»Das weiß ich eben nicht.«

»Wissen Sie, John, was mir an unserem Job nicht gefällt?«

Ich hob die Schultern. »Nein, Sir, aber ich nehme an, sehr, sehr viel.«

Er winkte mit der rechten Hand ab. »Ich denke da an etwas Bestimmtes. Gerade Ihr Beispiel hat es mir wieder klargemacht. Wir tappen zu oft im dunkeln. Wir haben meist keine konkreten

Anhaltspunkte und sind zu sehr auf unsere Fantasie angewiesen. Was momentan vorliegt, ist ein an sich völlig normaler Fall von Kidnapping. Könnten wir mit den gleichen Voraussetzungen an diesen Fall herangehen wie die normalen Kollegen, sähe die Sache schon ganz anders aus. Wir können aber nicht arbeiten wie Kriminalisten und haben auch keine Spuren vom Täter. Allerdings wissen wir, wer es war. Nur kommen wir an ihn nicht heran, weil er eine Gestalt ist, die für die meisten Menschen überhaupt nicht existiert. Es kann sich kaum jemand vorstellen, daß wir in einer technisierten Welt leben und uns mit Dingen herumschlagen, die jenseits der gültigen Gesetze liegen. Mit der Hölle, mit Atlantis, mit alten Mythologien, so greift ein Rädchen ins andere, und wir stehen ziemlich allein. Bisher haben wir es einigermaßen geschafft, und John«, jetzt drehte sich mein Chef mit dem Gesicht zu mir, »tun Sie Ihr Bestes, und sogar noch ein bißchen mehr.«

Es war eine lange Rede, die mein Chef gehalten hatte. Er hatte sogar ein Stück seines Innenlebens preisgegeben. Ich würde versuchen, mein Bestes zu geben, da konnte sich Sir James fest auf mich verlassen.

Er reichte mir noch einmal die Hand.

»Soll ich Sie nicht rausfahren?« fragte ich.

»Nein, nein.«

»Aber ich begleite Sie.«

Wir nahmen den Lift, fuhren hoch zur Eingangshalle, und Sir James verließ das Haus. Ich schaute ihm so lange nach, bis er in den Wagen gestiegen war.

»So spät noch unterwegs?« fragte mich der Nachtportier.

»Sagen Sie lieber so früh.«

»Stimmt auch wieder, Sir.« Er verließ seinen Kasten. »Ich will ja nicht neugierig sein, aber was ist mit Ihren Nachbarn?«

Damit meinte er Suko und Shao. Er schien bemerkt zu haben, daß die beiden vorerst nicht mehr hier wohnten.

»Sie werden wiederkommen«, sagte ich. »Im Augenblick erfordert es die Lage, daß sie ihren Wohnplatz wechseln.«

»Sie meinen Urlaub?«

»So kann man es auch nennen.«

Nach dieser Antwort verabschiedete ich mich von dem Mann und fuhr hoch. Ob ich Schlaf finden würde, war die große Frage. Versuchen wollte ich es jedenfalls.

***

Sie sollte ihren eigenen Sohn töten!

Eiskalt hatte der Satan Sheila Conolly dies zu verstehen gegeben, und sie hielt auch bereits die dafür vorgesehenen Waffen in den Händen. Es waren zwei lange Dolche.

Ein teuflischer, ein brutaler, ein menschenunwürdiger Plan. So etwas konnte sich nur der Satan ausdenken, ein Mensch wäre nie auf den Gedanken gekommen.

Auch Bill hatte den Befehl verstanden. Er lag zwar bewegungslos im Nichts und der Fuß des Teufels drückte nach wie vor, in seinen Rücken, dennoch meldete er sich, denn sprechen konnte er.

»Sheila, nein!« ächzte er. »Tu es nicht! Du kannst doch nicht dein eigen Fleisch und Blut…«

»Und ob sie es kann«, unterbrach der Satan den Reporter. »Sie gehört und gehorcht mir, das darfst du nicht vergessen.«

Bill konnte seine Frau nicht sehen. Nach wie vor spürte er den mörderischen Druck auf seinem Rücken, aber er konnte ihr vielleicht mit seinem Rat helfen, deshalb wiederholte er seine Forderung.

Sheila antwortete nicht. Sie starrte ins Leere. Ihr Gesicht wurde vom zuckenden Schein der Dolchflammen umtanzt, es wirkte wie eine schaurige Maske.

Vor ihr stand Johnny.

Sie schaute ihn an, dachte nach, und eine Frage kehrte immer wieder zurück. War es überhaupt ihr Sohn?

Das wußte Sheila Conolly nicht zu sagen. Deshalb saugte sich ihr Blick an der schmalen Gestalt fest. Er tastete sie ab. Begann an der Stirn und bewegte sich Stück für Stück in die Tiefe, um jede Einzelheit erkennen zu können.

Die dunkelblonden Haare, die Augen, die kleine Nase, der geschwungene Mund, all das gehörte zu ihm. Auch die Form des Körpers, Sheila war, je länger sie schaute, immer stärker davon überzeugt, daß es sich um ihren Sohn handelte.

Es mußte Johnny sein!

»Was stehst du da noch herum?« fragte hinter ihr der Teufel.

»Willst du mir nicht gehorchen, Dienerin?«

Die blondhaarige Frau wandte sich um. Sie hörte das gequälte Stöhnen ihres Mannes und die ächzend vorgetragene Bitte, es nicht zu tun.

»Hör nicht auf ihn!« sagte der Satan scharf und bestimmend. »Du bist meine Dienerin und hast geschworen, meine Befehle durchzuführen. Wenn ein Teufelsdiener sich weigert, seinem Herrn zu gehorchen, ist er sehr schnell verloren, denn ich habe für diese Menschen sehr schlimme Strafen ausgedacht.«

»Weshalb soll ich ihn töten?« Sheila mußte sich anstrengen, um die Worte hervorzubringen. Sie war deshalb kaum zu verstehen.

»Weil ich es so will und du mir einen Beweis deiner Treue schuldig bist.«

»Aber es ist mein…«

»Tu es endlich! Sonst vernichte ich ihn!«

Bill wollte noch dagegen protestieren, doch der Teufel tat irgend etwas, damit er verstummte. Sheila wußte nicht, was es gewesen war, sie hörte nur das Stöhnen ihres Mannes.

»Geh zu ihm!«

Sie nickte. Von ihrem Sohn trennten sie nur wenige Schritte.

Höchstens drei. Zwei hatte sie zurückgelegt, und Johnny rührte sich noch immer nicht. Starr schaute er seiner Mutter ins Gesicht. Nichts in seinen Augen deutete darauf hin, daß er etwas unternehmen würde, wenn sie zustach. Ihr Blick war leblos, ohne Gefühl, und auch Johnny rührte sich nicht. Er öffnete nicht einmal den Mund, um seine Mutter zu begrüßen, und das hätte Sheila auffallen müssen.

Sie ging den letzten Schritt vor. Jetzt blieb sie stehen. Tief atmete sie ein. Brust und Rücken bewegten sich dabei, die Augen waren zu Schlitzen verengt, und sie breitete die Arme weiter aus, wobei sie die Handgelenke so drehte, daß die Spitzen der beiden Flammendolche genau auf den Kopf ihres Sohnes wiesen.

Wenn Sheila jetzt zustach, würde sie den Kopf von beiden Seiten gleichzeitig treffen.

»Ich warte nicht mehr länger!« Das war die Stimme des Satans.

Kaum war sie verklungen, als Sheila eine andere vernahm.

»Tu es, töte deinen Sohn!«

Das hatte ihr der Teufel nicht eingegeben, und Sheila, die schon zustoßen wollte, hielt in der Bewegung inne.

Wo kam die Stimme her?

Sie dachte verzweifelt darüber nach, horchte in sich hinein, ob sich die Forderung wiederholte, und sie hatte Glück, denn wiederum sagte jemand zu ihr:

»Du kannst ihn ruhig töten!«

Wer hatte da gesprochen? Sheila überlegte verzweifelt. Diese Stimme war ihr nicht unbekannt. Sie hatte sie schon einmal gehört, und jetzt begann sie sich zu fragen, wo es gewesen war. Verzweifelt quälte sie sich mit diesen Gedanken herum, aber sie kam auf keine Lösung.

Ein Freund, ein Feind?

Eine Stimme, die auch nicht näher zu beschreiben war. Sie konnte einem Mann ebenso gehören wie einer Frau, denn sie war auf eine gewisse Art geschlechtslos.

Aus dem Nichts kam sie, entstanden in irgendwelchen Sphären des Lichts oder der Finsternis, und sie schwang ihr als leiser Schall entgegen. Sollte sie auf diese Stimme hören?

Johnny rührte sich nicht. Wie angefroren stand er vor ihr, schaute sie an, und in seinem Gesicht bewegte sich nicht ein Muskel. Sheila hörte in ihrem Rücken das böse Zischen des Teufels, sie wußte, daß er nicht mehr länger warten wollte, und auch die fremde Stimme gab ihr den Befehl.

»Stoß zu!«

Sheila reckte sich. Dabei drückte sie den Rücken durch, in ihrem Innern gab es eine Explosion der Gefühle, und sie sah nicht, daß der Satan ihren Mann Bill freigab, damit er auf die Füße kommen und sich umdrehen konnte. Bill sollte erleben, wie sein Sohn starb.

Er hatte sich kaum umgewandt, als ein Zucken durch den Körper der Sheila Conolly rann.

Diese Bewegung war das Startsignal.

Zugleich rammte Sheila Conolly beide Dolche von verschiedenen Seiten auf den Kopf zu und traf direkt in das Zentrum…

***

Es war spät geworden, als ich endlich aus dem Bad kam und mich in mein Schlafzimmer begab. Eigentlich hätte ich müde sein müssen, aber es gibt Momente, wo der Mensch trotz der Müdigkeit völlig aufgedreht ist. So erging es mir. Ich war zwar abgeschlafft, konnte dennoch nicht schlafen, das merkte ich schon sehr bald, als ich mich, auf der Bettkante sitzend, nach hinten fallen ließ.

Mit dem Kopf lag ich auf dem Kissen, atmete ein paarmal tief durch und versuchte, den nötigen Schlaf zu finden.

Auch als ich die Augen schloß, kam ich einfach nicht aus der Tretmühle heraus. Da sah ich Bilder vor meinem geistigen Auge, sie zuckten, sie tanzten, Gesichter entstanden, und ich sah immer die Menschen, die mir persönlich nahestanden.

Die Conollys, um die sich alles drehte, mein Freund Suko, dann Glenda, Myxin, Kara, all das verwischte zu einem Chaos aus Gesichtern und wirren Farben. Sogar die Züge der Katzengöttin entdeckte ich. Ihr Kopf schwebte im Nichts, und sie hatte das Gesicht zu einem häßlichen Grinsen verzogen. Über allem jedoch lag ein gewisser böser Glanz. Ausgehend von dem Teufel, der als Dämon im Hintergrund die Geschicke der sich im Kreislauf befindlichen Menschen leitete und sie in ein Karussell des Grauens hineinschickte.

Satan war der Regisseur, mein Ur- und Erzfeind. Im Augenblick befand er sich auf der Siegerstraße, und eigentlich hatte es einmal so kommen müssen, das war mir klar. Er hatte mir oft genug zu verstehen gegeben, daß die Stunde der Abrechnung kommen würde und sie nach seinen Regeln ausgespielt werden sollte.

War es jetzt soweit?

Eine konkrete Antwort wußte ich nicht, deshalb mußte ich erst einmal abwarten.

Und ich schaffte es tatsächlich, trotz meiner innerlichen Zerrüttung, einzuschlafen. Die Augen fielen mir zu, dann hatte ich das Gefühl, als würden sich zusätzliche Vorhänge über meine Sehwerkzeuge legen, und ich dämmerte allmählich dahin.

Der Satan und auch seine Vasallen konnten mir gestohlen bleiben. Schlaf war wichtiger.

Es war ein plötzliches Hinabgleiten in einen tiefen Schacht. Ich fiel und fiel…

Plötzlich zuckte ich zusammen, als wäre ich auf ein Hindernis getroffen. Viele von Ihnen werden das Gefühl kennen, auf einmal ist man wieder da. Irgend etwas hat einen dann aus der Lethargie gerissen, wobei ich nicht wußte, was es war. Das abrupte Abbrechen des Falls brachte mich in einen dämmrigen Wachzustand.

Anders kann ich das Gefühl nicht beschreiben. Es war so seltsam, so komisch, ich nahm zwar alles genau wahr, was um mich herum geschah, besaß dennoch nicht die Energie, es aus eigener Kraft und eigenem Willen zu beeinflussen.

Ich schwebte in einem Vakuum.

Zu vergleichen mit einer Dimensionsreise, die ich ja sehr gut kannte, und so blieb ich liegen.

Etwas kam mir sehr seltsam vor. Auf meiner Brust spürte ich einen Druck. Es war außer dem Kreuz kein Gegenstand vorhanden, von dem dieser Druck hätte ausgehen können, so daß ich allmählich zu dem Ergebnis kam, daß sich das Kreuz tatsächlich auf diese Art und Weise bemerkbar machte.

Wie war das möglich?

Aus Sicherheitsgründen nahm ich es auch während des Schlafs nicht ab, aber ich hatte selten seinen Druck so wie in diesen Augenblicken gespürt. Tief in meinem Unterbewußtsein formulierte sich so etwas wie eine Warnung. Ja, das Kreuz wollte mich warnen, und ich dachte über den Grund nach, doch ich kam zu keinem Ergebnis.

Meine Gedanken bewegten sich einfach zu träge, so daß klare Überlegungen bei mir ausgeschlossen waren.

Es war seltsam. Nicht einmal bewegen konnte ich mich. Es gelang mir nicht, die Arme in die Höhe zu heben. Sie schienen rechts und links meines Körpers auf Leim zu liegen, und so blieb mir nichts anderes übrig, als auf dem Rücken liegen zu bleiben und abzuwarten.

Andere Kräfte hatten die Kontrolle über mich bekommen. Seltsamerweise fürchtete ich mich nicht davor, obwohl ich durchaus damit rechnen konnte, daß es sich bei ihnen um dämonische handeln konnte.

Ich blieb steif liegen.

Es war nicht völlig dunkel im Raum. Die Decke erkannte ich als einen grauen Schatten. Er malte sich hoch über mir ab. Ich konzentrierte mich darauf, weil ich irgendeinen Punkt haben wollte, der real war.

Dann hörte ich die Stimme.

Es war ein fernes Rufen. Wie ein Läuten zu vernehmen, das allerdings

aus einer bestimmten Richtung drang.
Jedenfalls drang es nicht aus meinem Zimmer, und es war auch nicht von dem Kreuz ausgesandt worden.
Wer lockte mich dann?
Ich konzentrierte mich. Es fiel mir schwer, gegen dieses Locken oder die Stimme anzugehen. Aber ich mußte es tun, um meinen eigenen Standort bestimmen zu können, um somit eine Basis zu haben.
Das schaffte ich auch.
Ich lag im Bett, die Stimme oder das Locken drang aus einer völlig anderen Richtung oder sogar anderen Dimension?
So weit war ich mit meinen Gedanken bereits gekommen, als die Stimme wieder ertönte und meinen Namen formulierte.
John Sinclair!
Bisher war die Stimme nicht konkret geworden. Ein weites, hallendes Rufen aus der Unendlichkeit, ohne daß Worte gesagt wurden, ich hörte nur meinen Namen. *John Sinclair!*
Ein Ruf aus dem Totenreich. So kam er mir vor, weil er eben so leise, so sehnsuchtsvoll und dennoch so hallend war, mich aber aufrüttelte, ohne mich dabei allerdings so zu wecken, so daß ich wieder Herr über meine körperlichen Funktionen geworden wäre.
Noch immer lag ich starr auf dem Bett und wußte nicht, wie ich reagieren sollte.
Es blieb beim Lauschen!
Jemand wollte etwas von mir. Ein unbekannter Rufer, der mich sehr gut kannte, dessen Namen ich aber nicht wußte, obwohl ich mittlerweile durch Nachdenken herausbekommen hatte, daß die Stimme mir bekannt war. Ich hatte sie schon einmal gehört.
Eine Person rief mich aus dem Reich der Toten. Ein Hilferuf, eine Warnung, es konnte alles sein, wenn ich nur nicht so sehr an das Bett gefesselt gewesen wäre.
Ich mußte hoch.
Mein Gesicht verzerrte sich, als ich die Hände ballte und meine Fingernägel am Fleisch spürte. Ich fügte mir selbst Schmerzen zu, um mich aus der Lethargie zu reißen. Da mußte ich einfach raus, denn ich wollte endlich wissen, was geschehen war.
John Sinclair!
Da war wieder dieser Ruf, und diesmal vernahm ich ihn noch deutlicher. Über meinen Körper rann eine Gänsehaut. Der letzte Ruf war der entscheidende, denn ich hatte das Gefühl, allmählich aus dem tiefen Schacht wieder hochsteigen zu können.
Es gelang mir nur schwerlich, aber ich wurde mehr und mehr von den Fesseln der Lethargie befreit.
Zwar war ich noch längst nicht voll da, doch es gelang mir, meinen Kopf in die Höhe zu heben. Vom Kissen drückte ich ihn weg. Daß der

Oberkörper folgte, geschah zwangsläufig. Als ich die sitzende Stellung eingenommen hatte, spürte ich das Brausen des Blutes in meinem Kopf, und ich konnte wieder klarer denken, schaute nach links und warf einen Blick auf die elektrische Uhr.

Eine Stunde hatte ich erst geschlafen, kaum zu fassen, da ich das Gefühl hatte, schon stundenlang im Bett zu liegen. Mein Gedankenapparat funktionierte wieder. Er lief zwar nicht auf vollen Touren, dennoch ließ ich es mir nicht nehmen und warf einen Blick nach unten auf mein Kreuz.

Es strahlte nicht!

Kein Leuchten, keine Anzeige, also war es aus dem Kreislauf herausgenommen worden.

Das gab es doch nicht. Bisher hatte ich immer Kontakt mit anderen Mächten durch mein Kreuz gehabt. Dies war jetzt nicht der Fall, demnach mußte sich etwas anderes dafür verantwortlich zeigen.

Ich stand auf.

Schon das Schwingen der Beine über die Bettkante hinweg bereitete mir Mühe. Die Knie schienen mit Blei gefüllt zu sein, ich hatte meine Schwierigkeiten, dennoch schaffte ich es, die Füße auf den Boden zu stellen.

Dann drückte ich auch meinen Körper hoch. Dies geschah mit der nötigen Vorsicht, ich war auf jeden Schwindelanfall gefaßt. Er blieb aus, das beruhigte mich und gab mir auch die nötige Kraft, die ersten Schritte zu wagen.

Behutsam setzte ich sie, visierte dabei die Tür an, denn ich glaubte fest daran, daß mich der Ruf aus einem anderen Teil der Wohnung erreicht hatte.

Da wollte und mußte ich hin.

Meine Knie zitterten weiter. Ich kam mir, nur mit einer Schlafanzughose bekleidet, ziemlich lächerlich vor, aber die Zeit, mich groß anzuziehen, hatte ich nicht.

So bewegte ich mich zitternd auf die Tür zu, streckte den Arm aus, stützte mich am Rahmen ab, überwand die Schwelle und betrat die kleine Diele.

Wenn mich der Ruf jetzt noch erreichte, konnte ich genau nachvollziehen, woher er kam.

Es blieb still.

Auch in der Wohnung war es ruhig. Nur das Summen der Weckeruhr vernahm ich, ansonsten hörte ich kein Geräusch. Wie ein Dieb schlich ich voran. Auf das Wohnzimmer bewegte ich mich zu, schaute hinein und starrte in die Dunkelheit. Nur schwach zeichneten sich in der Wand die Umrisse des Fensters ab.

Niemand wartete auf mich. Weder eine lebende Person noch ein Geist aus dem Totenreich.

Dennoch hatte jemand nach mir gerufen.

John Sinclair!

Ich zuckte zusammen, als das eintrat, was ich mir so sehr gewünscht hatte.

Der Ruf war wieder da, schallte mir entgegen, und diesmal lauter als zuvor.

Auch die Stimme kannte ich. Schon öfter hatte ich sie gehört. Da hatte eine Person zu mir gesprochen, mit der ich in einem Kontakt stand oder gestanden hatte.

Eine Frau!

Es war die Stimme einer Frau gewesen, und ich dachte natürlich sofort an Sheila Conolly.

Ob es ihr möglich gewesen war, aus der Hölle heraus Kontakt mit mir aufzunehmen?

Unwahrscheinlich wäre so etwas gewesen, aber nichts war unmöglich, das wußte ich auch.

»Wer bist du?« fragte ich.

Eine Antwort gab mir die Stimme nicht, so daß ich tiefer in den Wohnraum hineinging. Ich wollte, wenn ich die Ruferin noch einmal hörte, wenigstens die Richtung wissen.

John Sinclair!

Plötzlich wußte ich Bescheid. Endlich, und die Stimme war auch so deutlich gewesen, daß ich sie genau erkannt hatte.

Sie gehörte einer Toten.

Einer Frau, die ich ermordet aufgefunden hatte.

Tanith!

***

Für einen Moment verzerrte sich Sheilas Gesicht. Sie sah die langen Flammen der Dolche, die plötzlich verschwanden, so daß die Waffen wieder die normale Form annahmen und zu gefährlichen Messern wurden.

Und sie trafen!

Sheila sah sie in den Kopf ihres Sohnes eindringen. Sie spürte kaum einen Widerstand, alles lief glatt und sicher.

Bis zum Heft stieß sie die Dolche hinein und hielt weiterhin die Griffe fest.

So blieb sie auch stehen, als wollte sie aus dieser Lage nie mehr zurück.

Und die seltsame Stimme meldete sich im gleichen Augenblick wieder in ihrem Gehirn.

»Ja, so war es gut!«

Sheila hörte das Lob, sie konnte jedoch nichts mit der Sprecherin anfangen. Obwohl ihr die Stimme bekannt vorgekommen war, gelang

es ihr weiterhin nicht, sie einzuordnen.

Dafür wurde sie von ihrem Sohn abgelenkt. Sheila schaute auf das kleine Gesicht ihres Sohnes. Sie rechnete damit, Blut zu sehen, und etwas rann panikartig durch ihren Körper. Es war das Wissen darüber, daß sie ihren Sohn getötet hatte.

Sie, die Mutter!

Erst jetzt erfolgte bei ihr die Reaktion, wurde sie sich bewußt, was sie getan hatte, und normalerweise wäre sie schreiend davongelaufen. Daß sie dies nicht tat, wunderte Sheila sehr, und hinter ihr vernahm sie die Stimme ihres Mannes.

Bill würgte die nächsten Worte hervor, als er sagte: »Sheila, du hast ihn getötet, den eigenen Sohn…«

Nein, ich…

Sie wollte etwas sagen, aber der Schock war zu groß. Er hatte sie stumm gemacht, und es trat noch ein anderes Ereignis ein, das Sheila fast an ihrem Verstand zweifeln ließ.

Johnny, ihr Sohn, der bisher still dagestanden hatte, reagierte plötzlich. Er öffnete den Mund, sein Kopf veränderte sich.

Es zerfloß!

Sheila hatte einmal gesehen, was geschah, wenn Talg erhitzt wurde. So ähnlich sah es aus. Bei ihrem Sohn zeigten sich auf der Stirn die ersten Tropfen, sie wurden zu dicken Ovalen, die allmählich nach unten rannen und eine lange Spur hinterließen.

Dabei verzerrten sich die Züge, denn die Wangen veränderten sich ebenfalls. Sie wurden eingedrückt, es entstanden Beulen, Krater und Furchen innerhalb der Haut, die gar keine mehr war, und auch der Mund blieb nicht verschont, ebensowenig die Nase, die eine seltsam platte Form bekam und an den Rändern zerlief.

Sheila mußte sich schütteln. Was sie sah, war grauenhaft. Das Gesicht ihres Sohnes veränderte sich zu einer Horror-Fratze, und in ihrem Rücken vernahm sie das kichernde und höhnische Gelächter des Teufels, der seinen Spaß hatte.

Satan konnte sich wieder einmal die Hände reiben, denn er bewies den Menschen, wie sehr er sie unter Kontrolle hatte.

Es fiel Sheila schwer, ihre Fäuste zu öffnen und die Griffe der Dolche loszulassen. Sie befand sich in einem Taumel des Schreckens.

Um sie herum war die Welt eine andere geworden, sie hatte das Gefühl, überhaupt nicht mehr real zu leben und sah alles wie durch einen Vorhang.

Zwei Schritte von ihr entfernt schmolz Johnny, ihr Sohn, allmählich zusammen.

Er war kein lebender Mensch mehr, sondern eine Figur aus Wachs, die eine für Sheila unsichtbare Hitze allmählich erhitzte und auseinanderlaufen ließ.

Der Kopf war zu einem platten gelbweißen Gebilde geworden, in das jemand hineingeschlagen hatte, denn er besaß dort, wo sich die Stirn befand, einen tiefen Krater. Aus dem Innern her drückte etwas dagegen, wollte den Krater ausfüllen, doch es wurden nur Blasen, die sich ausbreiteten und wieder zerplatzten.

Das Gesicht war überhaupt nicht mehr vorhanden. Es zerlief in mehreren Rinnsalen, die in Richtung Hals rannen, wobei dieser ebenfalls zusammengedrückt worden war, wie auch die Beine, die kürzer und kürzer wurden, so daß sich eine Lache um seine Füße gebildet hatte, die immer größer wurde, je mehr das Kind zusammensackte.

Johnny war bereits auf die Hälfte seiner ursprünglichen Größe geschrumpft und die Griffe der beiden magischen Dolche ragten aus einem krummen Gebilde hervor, das einmal sein Schädel gewesen war.

Unter ihm, wo es keinen sichtbaren festen Halt gab, breitete sich allmählich ein immer größer werdender See aus, in den Johnny hineinschmolz.

Erst jetzt wurde Sheila richtig klar, daß sie nicht ihren Sohn so vor sich gesehen hatte, wie sie ihn eigentlich kannte. Der Teufel hatte ihr ein Duplikat dahingestellt, und sie war darauf reingefallen.

Aber war sie das wirklich?

Sheila wollte es nicht so recht glauben, denn kurz bevor sie zustieß, hatte sie ja die Stimme gehört. Es war ihr geraten worden, die Messer in den Kopf zu stoßen.

Weshalb?

Sheilas Gesicht verzerrte sich. Auf den Zügen konnte ein Betrachter die innere Qual ablesen, die sie peinigte.

Und diese Betrachter waren der Teufel und Bill Conolly!

Beide schauten Sheila an, und beide besaßen zu der Frau eine Beziehung. Bill war mit ihr verheiratet, der Teufel hatte sie unter seine geistige Knute gezwungen, und er zeigte wieder ein diabolisches Lächeln, als er sagte: »Gratuliere, Sheila Conolly. Du bist in der Tat eine echte Dienerin des Satans!«

»Nein, das ist sie nicht!« brüllte Bill.

»Hätte sie sonst ihr eigen Fleisch und Blut getötet?« höhnte der Höllenfürst.

»Es war nicht Johnny!«

»Aber das wußte sie nicht vorher!«

Bill zuckte nach dieser Antwort zusammen. Seine Augen weiteten sich. Nur langsam öffnete er den Mund und brachte die nächste Frage stoßweise hervor.

»Stimmt das, Sheila?«

Bill hatte sich aufgerichtet, die Hände zu Fäusten geballt und starrte

mit einem verzweifelten Ausdruck in den Augen in das Gesicht seiner leichenblassen Frau.

»Ich wußte es«, erwiderte Sheila leise.

Diese Antwort gefiel dem Teufel überhaupt nicht. Er schüttelte seinen Kopf, öffnete den Mund, und aus dem Rachen drang ein grüngelber, widerlich riechender Brodem, der Sheila entgegenwehte, jedoch vor ihr zerflatterte.

»Weshalb lügst du?« zischte Satan. »Du kannst hier die Wahrheit sagen. Es spielt keine Rolle.«

»Ich lüge nicht.«

Asmodis schüttelte sich. »Dann will ich eine Erklärung von ihr.«

Er zeigte sich ein wenig unsicher. Es paßte ihm nicht, daß in seinem Reich etwas geschah, das nicht unter seiner Kontrolle stand und er nicht sofort überblicken konnte.

»Woher hast du es gewußt?« hakte er nach.

»Man hat es mir gesagt.«

»Hier?« Asmodis lachte, aber es klang unecht. Völlig sicher war er sich nicht.

»Wer sagte es dir?«

Sheilas Blick war nach innen gekehrt, als würde sie der unsichtbaren Warnerin lauschen. Auch Bill sah sie nicht. Seih Gesicht hatte einen gespannten Ausdruck angenommen. Er kannte Sheila sehr lange und wußte genau, daß sie nicht log. So konnte sie einfach nicht bluffen. Nicht in dieser Dimension und nicht in ihrem Zustand.

»Es war eine Stimme.«

»So?« höhnte der Teufel. »Hast du sie auch erkannt?«

»Nein.«

»Dann willst du hier lügen!« schrie er. »Denk, daran, du bist eine Dienerin.«

»Ich lüge nicht, denn ich habe die Stimme gehört.«

»Wer sollte in mein Reich eindringen, ohne daß ich davon weiß? Das kann auch kein John Sinclair.«

»Ihn hätte ich erkannt.«

»Sage mir den Namen!«

Sheila hob den Blick. Sie schaute ihren Herrn genau an und sah seine gespannte Haltung. »Ich habe die Stimme gehört, kannte sie auch, habe sie aber nicht erkannt.«

Asmodis wollte Sheila nicht glauben. Er sah seine Felle wegschwimmen. Konnte es denn möglich sein, daß ihn jemand in seinem ureigensten Reich überlistet hatte?

Ein tiefes, grollendes Knurren drang aus seinem Maul, als er sich abwandte und Bill Conolly anschaute. »Hast du die Stimme auch gehört?«

»Nein.«

»Du lügst!«
»Welchen Grund sollte ich haben, dies zu tun?«
»Ja, das stimmt.« Der Teufel wurde nachdenklich. Er senkte seinen widerlichen Schädel, hob ihn dann ruckartig an und ballte eine Klaue zur Faust. »Bisher habe ich euch von den Schrecken der Hölle verschont. Nun aber ist etwas eingetreten, das ich nicht hinnehmen kann. Ich bin froh darüber, daß du es mir gesagt hast. Sheila Conolly. Es war vielleicht ein Fehler von dir, denn ich glaube dir einfach nicht. Aber du sollst Zeit bekommen, darüber nachzudenken, ebenso wie dein Mann diese Zeit bekommt. Ihr werdet das erleben, wovor sich die Menschen immer fürchteten, was sie sich schon seit langen Zeiten in allen Schreckensversionen ausgemalt haben. Die Rache der Hölle, der echten Hölle. Sie wird dich überfallen, Sheila Conolly, und sie wird auch dich treffen!« Beim letzten Satz blickte Asmodis Bill Conolly an.
Der sagte nichts. Obwohl er sich verdammt mies fühlte, hatten ihm die Worte seiner Frau doch Auftrieb gegeben. Wenn sie tatsächlich die warnende Stimme vernommen hatten, konnten sie davon ausgehen, doch nicht so allein zu sein. Jemand war da, der alles unter Kontrolle hielt, und Sheila kannte ihn.
Um welche Person konnte es sich dabei handeln?
Auf diese Frage hätte Bill gern eine Antwort gewußt. Man gab ihm keine Zeit mehr, weiter zu überlegen, denn der Teufel übernahm die Initiative. Bill und Sheila hatten das Gefühl, als wäre der Boden unter ihren Füßen weggerissen worden.
Sie fielen.
Und ihre Schreie vermischten sich mit dem satanischen Gelächter des Höllenfürsten…

***

Ich sah alles genau vor mir, obwohl ich in das Dunkel meines Wohnzimmers starrte. Aber die Bilder kamen zurück, die schrecklichen grauenhaften Bilder.
Damals, in Paris…
Einige Monate lag es zurück. Ich hatte Tanith besuchen wollen und fand sie ermordet. In ihrer Kehle steckte ein Messer, und ihre Mörder hatten es verdammt gründlich gemacht.[3]
Tanith war gestorben, und ihr Tod hatte bei mir eine große Lücke hinterlassen, denn sie und ich, wir hatten gut miteinander harmoniert. Offiziell fungierte Tanith als Wahrsagerin und Astrologin. Das war sie auch gewesen. Nur war es ihr gelungen, in Sphären vorzustoßen, die anderen Berufskollegen verschlossen geblieben waren.
Dabei war sie auch mit dem Teufel aneinander geraten. Tanith hatte etwas besessen, was den Satan sehr interessierte und was ihr selbst Macht gegeben hatte.

Die magische Kugel!

Ein Wunderwerk, ein Objekt, das Verbindung zu anderen Welten herstellen konnte, und Tanith hatte diese Kugel so manipulieren können, daß es ihr gelungen war, Blicke in fremde Dimensionen zu werfen. Sie konnte durch die neutrale Kugel Kontakt mit Geistwesen aufnehmen, die auch dem Guten zugetan waren. Das eben war so faszinierend an dieser Kugel. Sie gestattete einen Blick in zwei Welten.

In die des Schreckens und in die des Guten!

Es lag auf der Hand, daß auch dämonische Wesen diese Kugel sehr gern in die Klauen bekommen hätten. Einige hatten es versucht, doch nur einem war es gelungen.

Dem Teufel!

Und er war gleichzeitig Taniths Mörder. Er hatte ihr ein Messer in die Kehle gestoßen und sich dabei einer Malerin namens Fedora Golon bedient, die für ihn alles vorbereitete.

War die Kugel allein schon stark genug, so wurde sie noch stärker, wenn sie eine Verbindung mit dem Kelch des Feuers einging.

Der Kelch hatte sich einmal in meinem Besitz befunden, doch ich gab ihn ab und überließ ihn Tanith, weil sie auch die Eigentümerin der Kugel war. Zusammen mit dem Kelch hatte sie eine tolle Waffe gegen die Mächte des Bösen in die Hand bekommen.

Nun, der Teufel wußte es, reagierte auf seine Art und Weise und nahm Tanith die Kugel ab, nachdem er sie getötet hatte. Mir gelang es, den Kelch des Feuers an mich zu nehmen, und so stand er wieder in meiner kleinen Wohnung.

Taniths Tod war ein Schock gewesen, und ich hatte nicht einmal an ihrer Beerdigung teilnehmen können, weil mir die Horror-Parasiten damals in die Quere gekommen waren. Sehr oft hatte ich an Tanith gedacht, und jetzt hörte ich ihre Stimme.

War sie vielleicht nicht tot?

Ich schüttelte den Kopf. Das konnte nicht sein. Es hatte sie brutal erwischt, und der Arzt der Pariser Mordkommission hatte ihren Tod festgestellt. Nur war Tanith eine besondere Frau. Wenn sie sich meldete, wie jetzt geschehen, mußte das aus einer anderen Welt sein.

Aus dem Reich der Toten!

Als ich daran dachte, rann mir eine Gänsehaut über den Rücken, denn so etwas war irgendwie unwahrscheinlich. Mit Logik nicht zu erklären, aber was war an meinem Job schon logisch?

Ich dachte auch daran, daß mein Kreuz und der Kelch bei der Vernichtung der Teufelsmönche eine Verbindung eingegangen waren, so daß es durchaus sein konnte, daß die Brücke wieder entstanden war und Sheila sie für ihre Botschaft an mich ausgenutzt hatte.

Es wäre fantastisch gewesen.

Vor Aufregung bekam ich einen trockenen Gaumen. Ich begann zu

schlucken und mußte krächzend husten, denn auf einmal wußte ich, wohin ich mich zu wenden hatte.

In einem schmalen Schrank im Wohnzimmer hatte ich den wertvollen Kelch des Feuers aufbewahrt. Meiner Ansicht nach konnte die Stimme der Tanith nur von dort aufgeklungen sein, und ich wollte endlich die ganze Wahrheit wissen.

Ein wenig seltsam war mir schon zumute, als ich meine Schritte auf den Schrank zulenkte. Auf meiner Kopfhaut spürte ich das Kribbeln, und ich überlegte, was Taniths Stimme mit dem Fall, der mich momentan beschäftigte, zu tun hatte.

Gab es eine Verbindung zwischen Sheila, Bill und Tanith? Und vielleicht sogar noch der Hölle und dem Teufel?

Mittlerweile hatte ich den Schrank erreicht, faßte nach dem Griff, überlegte noch einen Augenblick und riß die schmale Tür mit einer ruckartigen Bewegung auf.

Da stand er.

Der Kelch des Feuers!

Und er leuchtete.

Es gab also die Verbindung zwischen der Stimme, dem Kelch und jetzt auch dem Kreuz, denn ein goldener Schein breitete sich vom Kelch her aus und traf mit dem Kreuz zusammen.

Die Brücke stand!

Ein Schimmer verband beide Dinge miteinander. Ein Hauch nur, durchsichtig und gleichzeitig flimmernd, als würden unzählige Partikel in der Luft schweben.

Meinen Blick konnte ich von diesem Phänomen einfach nicht lösen. Ich mußte starr hinsehen und fühlte dabei, wie mich ein Bann umklammert hielt. Ein Phänomen, für das ich momentan keine Erklärung wußte, wobei ich hoffte, daß sie mir nachgeliefert wurden, damit ich endlich aus dieser verdammten Sackgasse herauskam.

Der Schein drang aus der Öffnung des Kelches. Er war ein Wunderwerk der Goldschmiedekunst. Verziert mit seltsamen Zeichen, glänzte er in einem matten Gold, und der aus der breiten Öffnung dringende Strahl schlug einen Bogen, um sich mit meinem vor der Brust hängenden Kreuz treffen zu können.

»Tanith?« flüsterte ich.

Ich bekam keine akustische Antwort, doch daß sie zugegen war, bewies sie in den nächsten Sekunden, als ihr Gesicht innerhalb des goldenen Strahls erschien.

Es wirkte seltsam schmal, weil der Schein selbst nicht sehr breit war. Für mich war es perspektivisch verzerrt, und auch als Tanith die Lippen zu einem begrüßenden Lächeln verzog, änderte sich die Perspektive ihres Gesichts. An den Rändern floß es zusammen, als würden unsichtbare Hände dagegendrücken.

»Du… du bist nicht tot?« fragte ich mit stockender Stimme, wobei ich voll unter dem Eindruck dieses geisterhaften Ereignisses stand.

Diesmal hörte ich sie sprechen. Es war kein gedanklicher Ruf mehr, sondern eine akustische Antwort, die in meinem Kopf wie ein feines, Übermut sches Glockenläuten widerhallte.

»Ich bin gestorben, John.«

Hart preßte ich die Lippen zusammen. Mein Herz schlug schneller. Die innere Erregung konnte ich einfach nicht unterdrücken. Da stand ich nun in meiner Wohnung und führte Gespräche mit einer Toten. Das konnte kaum jemand begreifen, und es war auch sehr schwer, mir dies selbst klarzumachen. Dennoch wollte ich nicht weiter darüber nachdenken, sondern die Tatsachen akzeptieren und das Beste daraus machen.

Meine Gedanken wanderten vor der Antwort wieder zurück in die Vergangenheit, denn ich sagte leise: »Es tut mir leid, Tanith. Ich hätte gern mehr für dich getan… damals, in Paris … aber … Ich kam leider zu spät. Du hättest mich …«

»Ich weiß es, John Sinclair. Und ich weiß auch, daß du meinen Tod auf eine gewisse Weise gerächt hast.«

»Nein, es war keine Rache, es war auch kein Sieg, sondern nur ein halber. Ich fühlte mich unwohl. Die Kugel habe ich nicht bekommen, die hat der Teufel an sich genommen…«

»Das ist nicht schlimm, dafür hast du den Kelch, denn er gehörte dir ja schließlich.«

»Stimmt.« Ich senkte meinen Kopf und schaute noch direkt auf das Gesicht der toten Hellseherin. »Nur begreife ich nicht, wie es kommt, daß du dich mit mir in Verbindung setzen kannst. Das mußt du mir erklären, Tanith. Ich bitte dich darum.«

»Die Welt hat viele Geheimnisse«, begann sie mit ihrer philosophischen Antwort. »Aber die Rätsel und Geheimnisse im Jenseits sind noch viel, viel zahlreicher. Dies zu begreifen, ist einem Menschen unmöglich. Auch du wirst es nicht schaffen, ich selbst kann es nicht, obwohl ich zwischen den Dimensionen in einer Jenseitswelt schwebe. Aber es ist mir gelungen, Kontakt mit anderen Geistwesen anzunehmen. Als du in der Hölle verschollen warst, da sah ich dich durch die Kugel, und ich sah noch mehr. Das Gesicht des großen Nostradamus. Mit ihm bin ich zusammen, sein Geist befindet sich ebenfalls zwischen den Dimensionen, und ich muß dir sagen, daß es mir jetzt besser geht als zuvor. Du brauchst dir keine Vorwürfe mehr zu machen. Ich aber sehe vieles, was ich früher nicht gesehen habe, und ich weiß auch um das Schicksal deiner Freunde.«

»Wie geht es ihnen?« Die Frage mußte ich einfach stellen. Sie lag mir auf der Zunge.

»Sei nicht zu voreilig, John Sinclair. Ich habe gelernt, mit der Zeit zu

spielen, denn ich weiß inzwischen, daß Zeit nicht alles ist. Wir müssen sehr, sehr vorsichtig sein, denn der Satan hat etwas bemerkt.«

»Weiß er, daß du…«

»Er kann es annehmen, John. Genaues ist ihm nicht bekannt, und das macht ihn wütend. Damals habe ich geahnt, daß ich nicht mehr lange unter den Lebenden weilen würde. Aber ich konnte nichts machen. Kurz vor meinem Tod habe ich noch einmal in die Kugel geschaut, all meine Kräfte auf sie konzentriert und versucht, mit den großen Geistern anderer Reiche Kontakt aufzunehmen. Ich weiß nicht, ob dies mir so gut gelungen ist, das wird sich jetzt herausstellen. Man sagte mir, daß ich keine Angst zu haben brauchte, und ich vertraute darauf. Leider hat die Kugel der Teufel, das ist unser Manko. Ich will sie wiederhaben, und wenn es mir nicht gelingt, müßtest du sie an dich nehmen, denn in deinen Händen weiß ich sie gut aufgehoben.«

»Dann müßten wir sie ihm abnehmen!« flüsterte ich.

»Das ist der Weg!«

Ich atmete tief durch. »Es wird schwer sein, sehr schwer.«

»Seit wann hast du Angst, Geisterjäger. Oder ist dir das Leben deiner Freunde nicht soviel wert?«

»Wie meinst du das?«

Vor mir veränderte sich das Gesicht wieder, weil Tanith anfing zu lächeln. »Denke genau nach, John. Wir können das eine gegen das andere ausspielen.«

»Und das wäre?«

»Du möchtest die Conollys zurückhaben, John. Ich weiß das, ich kann es sehr gut verstehen, aber der Teufel wird sie nicht freiwillig hergeben, deshalb müssen wir ihn zwingen.«

Ich ahnte, worauf Tanith hinauswollte, nahm ihr nicht das Wort aus dem Mund, sondern ließ sie weiterreden.

»Wir werden versuchen, dem Teufel etwas abzunehmen, an dem er sehr hängt und viel eingesetzt hat, um es zu bekommen. Ahnst du bereits, was ich meine, John Sinclair?«

»Ja.«

Tanith merkte, was in mir vorging, deshalb sagte sie auch:

»Sprichst du es aus?«

»Es ist die Kugel«, sagte ich mit kratziger Stimme.

»Sehr gut.« Tanith lächelte wieder. »Wir müssen dem Satan die Kugel abnehmen. An sie hat er sein teuflisches Herz gehängt, wenn er überhaupt eines besitzt. Falls wir die Kugel in die Hände kriegen, können wir sie als Druckmittel gegen den Teufel einsetzen. Er kann sie zurückbekommen, wenn er Sheila und Bill freigibt.«

Ich atmete laut aus. Einen ähnlichen Plan hatte ich auch schon entworfen. Doch jetzt, wo er in die konkrete Phase eingetreten war, wurde mir doch ein wenig mulmig.

Wie sollte ich es je schaffen, an die Kugel heranzukommen? Das war hier die große Frage.

»Ich verstehe deine Bedenken, John«, hörte ich die Stimme der Wahrsagerin. »Es müßte uns mit vereinten Kräften gelingen, an sie heranzukommen.«

»Weißt du denn, wo sich die Kugel befindet?«

»Im Vorhof der Hölle.«

»Der ist groß«, hielt ich gegen.

»Das stimmt. Und da beginnt bereits die Sucherei, denn ich weiß nicht genau, wo wir anfangen sollen.«

»Kennst du nicht den ungefähren Platz?« hakte ich nach.

»Doch, den weiß ich.«

»Und wo?«

Tanith zögerte mit ihrer Antwort. Wahrscheinlich war sie sehr schlimm und deprimierend, und die Antwort des Geistes Tanith war auch nur mehr ein Hauch.

»Die Kugel befindet sich im Verlies der Blutmonster!«

Ich stand für einen Moment regungslos. Ein neuer Begriff war gefallen. Blutmonster!

Noch nie hatte ich davon gehört. Ich konnte mir auch nichts darunter vorstellen und fragte deshalb Tanith. »Sind diese Blutmonster vielleicht Vampire?«

»So ähnlich«, antwortete sie ausweichend.

»Kann ich sie besiegen?«

»Ich hoffe es für dich«, erklärte sie mir.

Das war mir alles sehr vage, aber vielleicht wußte Tanith auch nicht mehr. Ich konnte froh sein, daß sie einen Kontakt mit mir aufgenommen hatte und wollte durch Ungeduld nichts zerstören, denn Geister ließen sich in ihren Aktionen weder drängen noch zwingen.

»Wirst du mir zur Seite stehen?«

»Ich bin zwar stärker geworden, John Sinclair, aber ich kämpfe jetzt gegen die Kräfte auf direkter Front. In meinem Leben hatte ich Ausweichmöglichkeiten, doch nun kann ich mit dem Bösen direkt konfrontiert werden. Der Teufel hat natürlich eine Gegenmagie aufgebaut, die du überwinden mußt.«

»Wie?« In mir kochte es. Diesmal zitterte ich, denn ich wollte endlich herausfinden, was ich tun mußte.

Die Erwiderung kam, und ich schlug mir gegen die Stirn, denn sie hatte auf der Hand gelegen. Ich hätte längst selbst darauf kommen müssen. Wie es im Leben so ist, manchmal sieht man den Wald vor lauter Bäumen nicht.

»Du weißt, daß die Kugel und der Kelch zusammengehören. Sie bilden eine Einheit. Man hat sie zerrissen. Du mußt beides zusammenfügen, Geisterjäger. Der Kelch wird dir eine Spur zur Kugel

weisen. Nutze die Chance und nutze sie schnell. Niemand weiß, wie lange der Satan noch Geduld mit deinen beiden Freunden übt.«

»Ich muß Suko und…«

»John, du mußt gar nichts. Ich weiß, wo sich Suko und Shao befinden. Sie geben auf den kleinen Johnny acht. Im Moment ist er außer Gefahr, obwohl sich das schnell ändern kann. Deshalb versuche es mit dem Kelch und dem Kreuz. Ich werde die Verbindung lange aufrecht erhalten, damit du den Weg in die Vorhölle finden kannst.«

»Wie komme ich hin?«

»Konzentriere dich auf den Kelch, auf mich und auf dein Kreuz. Schalte alle Gedanken ab und laß deinen Geist treiben. Es wird eine Brücke in die Welt der Geister geschlagen und du wirst über sie gehen. Mehr kann ich dir nicht sagen.«

Es reichte auch, denn nun wußte ich Bescheid. Einen Schritt ging ich vor, und plötzlich hatte ich das Gefühl, nicht nur von dem Strahl durchbohrt zu werden, sondern in das Gesicht der Wahrsagerin Tanith hineinzutauchen. Dann faßte ich nach dem Kelch.

Wunderbar weich und auch warm fühlte sich das Gold an. Nur kurz war der Eindruck, denn im nächsten Moment schlug die Magie der Tanith voll über mir zusammen…

***

Der Trichter spie Bill und seine Frau aus wie das Riesenmaul eines Monsterfisches. Sie kreiselten und wirbelten durch eine schwarze Unendlichkeit, glaubten für immer verschollen zu sein und spürten dennoch schließlich etwas unter sich, das man mit dem Begriff »fester Boden« umschreiben konnte.

Bill tastete mit den Händen umher, fühlte Steine unter den Fingern und dann etwas Weiches.

Es war der Oberschenkel eines Menschen.

»Sheila?« fragte er.

Ein schwaches »Ja« war die Antwort.

Bill atmete auf. Seine Frau lebte, er lebte ebenfalls, und solange es noch Leben gab, bestand auch Hoffnung. Der Reporter rollte sich ein wenig zur Seite und suchte nach Sheilas Hand. Sie kam ihm entgegen. Ihre Finger verhakten sich, und Bill spürte in diesen Augenblicken, daß seine Frau noch nicht verloren war.

Er sagte nichts, versuchte nur, die Schwärze zu durchbohren, doch nicht einen bewegenden Schatten konnte er erkennen. Es war um sie herum absolut dunkel.

War das hier der Vorhof der Hölle, von dem Asmodis gesprochen hatte? Möglich – und wenn, dann war es nur ein kleiner Ausschnitt, ein geringer Teil, vielleicht eine Dunkelwelt oder ähnliches, aber darüber wollte Bill sich keine Gedanken machen, das Menschliche war

ihm jetzt wichtiger, und damit meinte er Sheila.

»Sag mir ehrlich, wie es dir geht?« flüsterte er.

»Ich lebe.«

»Das ist viel, aber auch wenig.«

»Bill, es ist alles so schrecklich.« Sheila begann zu schluchzen und Bill hörte an der Akustik, daß sie die Hände vor ihr Gesicht geschlagen hatte. Er rückte noch näher heran, legte seinen Arm um die Schulter seiner Frau und suchte nach tröstenden Worten.

Der Reporter fand keine, und so war es Sheila, die den ersten Satz ausstieß. »Ich… ich hätte ihn wirklich getötet.«

Bill schwieg. Was sollte er seiner Frau sagen? Vorwürfe machen, daß sie versucht hatte, ihr eigenes Fleisch und Blut zu töten? Auf der Erde, in der normalen Umgebung hätte er vielleicht durchgedreht, hier aber war alles anders. Es galten Gesetze, die der Höllenfürst diktierte und die mit denen der normalen Welt nicht mehr in Einklang zu bringen waren.

»Bill, ich wollte ihn töten!«

»Ich weiß, Sheila.«

»Und du sagst nichts?«

Der Reporter lächelte. »Was soll ich dir sagen, Darling? Es war eine andere Situation, eine andere Welt.«

»Ich hätte es dennoch nicht tun dürfen. So etwas ist unverzeihlich. Nein, Bill, ich…«

»Beruhige dich«, sagte der Reporter. »Es war ja nicht unser Sohn. Außerdem hat der Teufel Gewalt über deine Seele bekommen. Er bezeichnet dich als seine Dienerin. Bist du das wirklich, Sheila? Hast er es geschafft?«

»Ich glaube schon.«

Bill schluckte. »Kannst du nicht dagegen ankämpfen?«

»Wie denn?« fragte sie verzweifelt. »Wie sollte ich so etwas? Der Satan und die Hölle sind einfach zu stark. Ich stehe auf verlorenem Posten, bin allein und…«

»Nein, Sheila, du bist nicht allein. Es gibt noch jemand, der dir beistehen wird.«

»Bill, das ist lieb, aber der Teufel wird es schaffen und uns trennen. Er brauchte jeden von uns für sich.«

»Jetzt sind wir erst einmal zusammen«, antwortete Bill in das Dunkel hinein. »Und außerdem ist da noch etwas, das Asmodis beunruhigt. Du hast da von einer Stimme gesprochen, die sich kurz vor deiner Tat mit dir in Verbindung gesetzt hat. Wer war es?«

Selbst in der Dunkelheit merkte der Reporter, daß Sheila den Kopf schüttelte. Er spürte den Lufthauch, und ihre Haare streiften sein Gesicht. »Ich weiß es nicht.«

»Denke nach!«

»Das habe ich schon die ganze Zeit über. Dennoch komme ich zu keinem Ergebnis.«

»Aber es muß jemand sein, der uns kennt und der uns beobachtet. Wer kann andere Dimensionen durchwandern?«

»Vielleicht Kara?«

»Stimmt«, sagte Bill. »War sie es tatsächlich? Hat dich die Schöne aus dem Totenreich gewarnt?«

»Nein, sie war es nicht, Bill. Ihre Stimme hätte ich sofort erkannt, denn wir waren oft genug zusammen. Es muß jemand gewesen sein, den wir kennen, wenn auch nicht so gut.«

»Ich komme nicht darauf«, stöhnte Bill. »Obwohl ich mir verzweifelt den Kopf darüber zerbreche. War es denn eine alte oder eine junge Stimme?«

»Das konnte ich nicht herausfinden. Dafür war sie zu schwach.«

»Leider…« Bill schwieg einen Moment, bevor er sich ruckartig kerzengerade hinsetzte.

»Was hast du?« fragte Sheila, die eine Veränderung ihres Mannes bemerkt hatte.

»Sheila.« Bill sprach den Namen aus und lachte gleichzeitig.

»Sheila, ich wundere mich. Du bist plötzlich so normal. Eigentlich wie immer. Als wäre alles nur ein böser Traum gewesen und wir…«

»Sei still, Liebling. Beschwöre es nicht.«

»Dann stimmt es also?«

»Ich glaube ja«, erklang die zögernde Antwort.

Bill atmete auf und aus. »Der Satan hat seinen Bann von dir genommen. Das ist ein Ding. Damit hätte ich nie im Leben gerechnet. Vielleicht hat er eingesehen, daß…«

Ein dröhnendes, aus der Unendlichkeit stammendes Lachen riß dem Reporter die Worte von den Lippen. »Ihr macht euch falsche Hoffnungen, ihr beiden. Wen der Teufel einmal hat, den läßt er nicht mehr los. Denkt daran, wo ihr seid. Im Vorhof der Hölle wird er euch seine Schrecken offenbaren. Ich habe den Bann bewußt gelöst, damit ihr euch unterhalten könnt.«

»Du verfluchter Bastard!« brüllte der Reporter. Er ballte die Hände und erstickte fast an seiner Wut.

»Laß es!« flüsterte Sheila.

Aber Bill war nicht zu halten. »Nein, ich lasse es nicht. Er hat sich schwer verrechnet. Er wollte lauschen, weil er unbedingt herausfinden muß, welche Stimme du gehört hast. Auch der Teufel ist nicht allmächtig, wie wir gesehen haben. Das ist sein Fehler. Es gibt nur einen, der allmächtig ist, und der weit über ihm steht. Es ist…«

Das plötzliche Donnern traf Sheila und Bill völlig unvorbereitet.

Er schwang ihnen entgegen, dröhnte in ihren Ohren und rüttelte am Trommelfell.

Dem ohrenbetäubenden Lärm folgte ein wütendes Brausen, das Bill und Sheila durchschüttelte und sie sogar zur Seite schleuderte.

»Ihr könnt den Teufel nicht reinlegen!« vernahmen sie die Stimme.

»Ich werde euch den Vorhof der Hölle zeigen. Ha, ha, ha…«

Das Gelächter verklang in der Ferne, auch der Sturm hörte auf, und die beiden klammerten sich wieder aneinander. Bill spürte genau, wie Sheila zitterte, er verzog das Gesicht, denn ihm ging es nicht besser. Auch er hatte große Angst, und als Sheila fragte, wie es ihm ginge, gab er eine ehrliche Antwort.

»Ja, ich habe Angst«, hauchte er. »Sogar sehr große.«

»Meinst du, daß wir hier je wieder herauskommen?«

»Ich weiß es nicht.« Bill legte seine Hände gegen Sheilas Wangen.

»Was immer auch geschieht, versuche dich gegen die Kraft des Satans zu stemmen. Er darf nicht gewinnen.«

»Ich denke an Johnny!« hauchte Sheila. »Das gibt mir Mut, und ich frage mich, wie es ihm gehen mag.«

»Bestimmt gut.«

»Als wir das Zimmer betraten, um ihn zu holen… Bill, du mußt mir glauben, ich wollte das nicht, aber der Teufel war stärker.«

»Wir werden auch ihn schaffen«, erklärte Bill, obwohl er mehr vom Gegenteil überzeugt war, aber das wollte er seiner Frau nicht so deutlich sagen.

Der Reporter sagte vorerst überhaupt nichts mehr, denn die Umgebung veränderte sich.

Licht erschien.

Es gab den Begriff von einem dunklen Licht. Ob es ein Widerspruch war oder nicht, wollte Bill Conolly dahingestellt sein lassen, in dieser Dimension jedenfalls existierte ein dunkles Licht. Es drang von allen Seiten auf sie ein, kroch durch das Gestein, kam aus Wänden und aus der Höhe, so daß allmählich die Umgebung, in der sich beide befanden, erhellte.

Als hätte jemand einen Vorhang zur Seite gezogen, so entstand die nähere Umgebung vor ihren Augen, und sie sahen sich inmitten eines gewaltigen Gewölbes, das nun von diesem dunkelgrünen Licht allmählich erhellt wurde.

Wände, groß, hoch und dick. Öffnungen, in denen tiefe, geheimnisvolle Schatten lauerten.

Bill, der sich erhob und sich im Kreis drehte, zählte vier dieser düsteren Schlünde.

Die Eingänge liefen spitzbogenförmig zu und trennten die dahinter liegende Dunkelheit scharf von dem dunkelgrünen Licht, so daß sich Bill und Sheila zurechtfinden konnten.

Der Reporter streckte seine Hand aus und half ihr in die Höhe.

Nebeneinander standen sie, hielten sich umschlungen und schauten

auf das, was sich aus dem grünen Licht direkt vor ihnen allmählich abhob. Es war eine hohe Säule. In ihrer Dicke mit einem Baumstamm zu vergleichen. Sie besaß einen Durchmesser, den der Reporter mit beiden Armen nicht umfassen konnte. Dort, wo die Steinsäule fast aufhörte, war ein Loch geschlagen worden, das von einem Balken durchstoßen wurde. Er ragte zu beiden Seiten der Säule weit hervor.

Und noch etwas fiel auf. Zwei mit Eisenringen bestückte Ketten hingen von den Seiten des Balkens herab und klirrten leise, als Sheila sie mit ihren Ellbogen berührte.

Die Frau zuckte zusammen. Für einen Moment verkrampfte sie sich und fragte mit gepreßter Stimme: »Meine Güte, was hat das zu bedeuten, Bill?«

Der Reporter hätte ihr eine Antwort geben können, aber er schwieg, denn er ahnte, für wen die Ketten bestimmt waren, und das Blut floß aus seinem Gesicht.

In dem herrschenden grünen Licht sah es seltsam fahl aus und erinnerte im Aussehen an einen Zombie.

Sheila erging es ebenso. Die beiden schauten sich an, sagten aber nichts. Nur allmählich gewöhnten sie sich an die neue Umgebung.

Sie sahen es schon als einen Schimmer der Hoffnung an, daß sie überhaupt etwas erkennen konnten. Im Dunkeln zu sitzen, war einfach grauenhaft.

Der Teufel hatte ihnen erklärt, wo sie sich befanden. Im Vorhof der Hölle, und so kam es ihnen auch vor. Die düsteren Wände strahlten all das Grauen ab, was diese Umgebung zu bieten hatte, und hinter den schwarzen Eingängen schien ein noch größerer Schrecken zu lauern.

Vier waren es genau!

»Haben wir eine Chance zu fliehen?« wollte Sheila wissen. Sie schaute Bill hoffnungsvoll ins Gesicht und bemerkte nur dessen Achselzucken.

»Ich weiß es nicht, wirklich nicht.«

»Und wenn wir in den Eingang tauchen?«

»Weißt du, wo er hinführt?«

»Nein.«

»Du bist sehr mutig, Sheila, wenn du es dennoch versuchen willst. Vielleicht wartet der Teufel nur darauf.«

»Ich weiß, Bill, aber komm! Ich muß einfach etwas tun. Es ist so, als wäre ich aus einem tiefen Schlaf erwacht, um erst jetzt die Wahrheit erkennen zu können.«

»Vielleicht hast du recht«, sagte Bill und hob die Schultern. Er gab sich Mühe, die Angst zu unterdrücken, denn vor diesen Gängen fürchtete er sich, auch wenn er es vor seiner Frau nicht so direkt zugeben wollte.

Er konnte sich den Eingang aussuchen, wahrscheinlich lauerte

überall das gleiche Verhängnis, deshalb nahmen er und Sheila den, der ihnen am nächsten lag.

Sie zitterten beide, als sie auf dieses dunkle, oben spitz zulaufende Loch zuschritten, davor ein wenig zögerten, sich anschauten, um sich dann einen Ruck zu geben.

Sie traten ein.

Daß Schwärze oder Dunkelheit Gestalt annehmen konnte, damit hätten sie nicht gerechnet, aber es kam ihnen so vor, denn sie setzten ihre ersten Schritte und hatten das Gefühl, in pechschwarze Watte zu treten.

Sie spürten um sich herum einen Widerstand, obwohl es den eigentlich nicht gab oder geben durfte, aber er war vorhanden, und Bill kam in den Sinn, daß man die Dunkelheit greifen konnte.

Was konnte das sein?

Obwohl er nicht so viel erlebt hatte wie John Sinclair, lagen dennoch haarsträubende Abenteuer hinter ihm. So etwas wie diese greifbare Schwärze hatte er noch nicht erlebt.

Er und Sheila blieben stehen. Auch sie hatte etwas bemerkt und drängte sich an ihren Mann.

»Verstehst du das, Bill?«

»Nein, nicht.«

»Ich habe schreckliche Angst.«

Bill lachte, obwohl ihm danach nicht zumute war. »Frag mich mal«, sagte er. »Denkst du, mir geht es anders?«

»Aber was machen wir jetzt?«

»Da gibt es nur eins. Weitergehen!«

»Nein!« Obwohl es ihr Mann nicht sehen konnte, schüttelte Sheila wieder ihren Kopf. Ich will zurück. Sie drehte sich um. Der Reporter bemerkte es an ihren Bewegungen und hörte auch den erstickt klingenden, dumpfen Schrei seiner Frau.

»Was ist denn?«

»Gütiger Himmel, ich sehe den Ausgang nicht mehr. Bill, wir sind gefangen!« Sheilas Stimme klang schrill, und der Reporter, der sich ebenfalls umdrehte, mußte zugeben, daß auch ihn ein Gefühl der Panik überkam. »In der Hölle ist eben alles anders!« flüsterte er. Es war nur ein schwacher Trost.

»Was sollen wir nur machen?« hauchte Sheila.

»Am besten wird es sein, wenn wir wieder zurückgehen.«

»Da ist aber nichts.«

»Kann man nicht sagen. Vielleicht unterliegen wir anderen Gesetzen. In der Hölle ist eben nichts normal. Daran solltest du dich allmählich gewöhnt haben.«

»Sag das doch nicht so lässig, Bill. Ich habe Angst.« Sie faßte nach Bills Hand. »Komm, laß uns verschwinden. Egal, wo wir auch landen.

Hier will ich nicht länger stehenbleiben.«

Auch Bill bewegte seine Hände, und er fragte: »Fühlst du eigentlich nichts, Sheila?«

»Was denn?«

»Bewege mal deine Finger.«

»Warte einen Augenblick.« Es war zu hören, wie Sheilas Finger gegeneinander rieben. »Komisch«, kommentierte sie. Als könnte man die Luft fühlen. Sie fühlt sich wirklich an wie Fett.

»Das genau ist es, was ich meine. Fett. Wir befinden uns in einer fettigen Schwärze, und wenn ich atme, habe ich das Gefühl, als könnte ich die Luft trinken, so schwer ist sie.«

»Da du es sagst, fällt es mir auch auf. Das ist doch nicht normal…«

»Nein, es ist auch nicht normal«, hörten sie die Stimme des Teufels. »Was ihr einatmet und vielleicht sogar als Luft bezeichnet, ist gasförmiges Blut.«

»Was ist das?« Bill hatte die Frage hervorgestoßen. Er merkte, daß er blaß wurde, und der Satan weidete sich an seiner Überraschung.

»Gasförmiges Blut. Ihr beide seid freiwillig in einen der Bluttunnel gegangen. Sie sind für einen Teil des Höllenvorhofs typisch, und diese Bluttunnel werden von den Blutmonstren überwacht. Ich wundere mich, daß sie noch nicht gekommen sind, um mit eurem Blut den Tunnel weiter aufzufüllen…«

»Bill, daaaa!« Sheila schrie es ihrem Mann ins Ohr. Obwohl sie sich angestrengt hatte, klang ihr Schrei matt und auf irgendeine Art und Weise auch dumpf, denn die unheimliche Schwärze saugte auch die Schallwellen auf.

Der Reporter starrte nach links, denn dort hatte Sheila etwas entdeckt. Und sie war keiner Täuschung erlegen.

Aus dieser unheimlichen und fettigen Schwärze kristallisierte sich ein Paar hervor.

Es waren helle Punkte. Sie erinnerten an zwei weiße Augen.

»Hat Asmodis nicht von Blutmonstren gesprochen?« hauchte Sheila.

»Ja«, erwiderte Bill leise.

»Ich glaube, Bill, da kommt eins…«

***

Trotz ihrer Angst und vielleicht gerade deshalb hatte Sheila die richtige Prognose getroffen. Was sich da vor ihnen in der Schwärze bewegte und näher kam, war tatsächlich ein Blutmonster. Wie es aussah, konnten sie nicht erkennen, nur die weißen Augen schimmerten wie zwei aus der Schwärze herausgeschnittene Kreise, und sie blieben auch nicht stehen, denn sie näherten sich schaukelnd.

Mit dem Monstrum kam das Grauen…

Sheila und Bill hatten im Laufe der Jahre ein gewisses Maß an

Sensibilität erreicht, um dies sofort spüren zu können. Es war unheimlich, was ihnen da entgegenkam, sie merkten mit jeder Faser des Körpers, daß die Gefahr wuchs.

»Wir müssen zurück!« Bill sagte die Worte sehr bestimmend, und Sheila hatte auch dagegen nichts einzuwenden. Wenn es überhaupt eine Chance für sie gab, dann lag sie im Rückzug.

Sie hatten sich bereits gedreht, schritten wieder durch die Schwärze und glaubten beide, daß diese an Intensität zugenommen hatte. Sie war dichter geworden, fast schlierenartig, und das Laufen fiel ihnen schwer. Sie bekamen Mühe mit der Atmung. Sheila erwischte es als erste.

Sie keuchte, würgte und saugte dann die Luft pfeifend in die Lungen.

»Was ist mit dir?«

»Bill, ich… ich kann nicht mehr!«

»Reiß dich zusammen!« Bill fuhr seine Frau bewußt so hart an, obwohl es ihm in der Seele weh tat, aber hier ging es um ihre reine Existenz, und sie wollten beide überleben.

Der Reporter hatte seine Frau an der Hand gefaßt. Er schleifte sie hinter sich her, und mehr als einmal stolperte Sheila über ihre eigenen Beine, konnte sich aber immer wieder fangen.

Plötzlich war es vorbei.

Keine Schwärze mehr. Keine Luft, die man greifen konnte. Nur noch das grüne, diffuse Licht, dazu das Verlies und die Steinsäule mit dem Querbalken und den beiden Ketten.

Luft, endlich Luft!

Sheila brach zusammen. Ihre Knie gaben nach, und sie rutschte aus dem Griff ihres Mannes. Mit einer hilflos anmutenden Geste umklammerte sie die Beine ihres Mannes und hielt sich fest.

Auch Bill hatte Mühe, sich zu erholen. Die Luft war kaum zu atmen gewesen. Jetzt keuchte und japste er nach Sauerstoff, während sein Gesicht hochrot angelaufen war.

Er schaute auch auf seine Hände. Sie waren von einem dünnen, rotgrauen Film überzogen.

Reste aus dem Bluttunnel.

Sheila erging es nicht anders. Auch sie hatte dieses Andenken mitbekommen.

Der Reporter bückte sich, umfaßte Sheilas Schultern und zog sie in die Höhe. »Mein Gott, da will ich nicht noch einmal rein«, hauchte sie und schüttelte sich.

»Frag mich mal«, sagte Bill.

»Und jetzt?«

Ist guter Rat teuer, wollte Bill sagen, doch die Worte blieben ihm im Hals stecken, denn er schaute genau auf die Tunnelöffnung, die sie verlassen hatten.

Und dort sah er die Punkte.
Es war das weiße Augenpaar, das in dieser dicken, schlierenartigen Luft zu stehen schien. In der absoluten Tunnelschwärze war überhaupt nicht zu erkennen, ob es sich fortbewegte. Es stand einfach da und starrte in das Verlies.
Bill und Sheila sagten nichts.
Beide wußten jedoch, daß das Blutmonster lauerte. Als Fluchtweg blieb den beiden Menschen nur noch die drei anderen Röhren. Sie wären vom Regen in die Traufe gekommen.
»Da ist wohl nichts mehr zu machen«, flüsterte Sheila.
»Scheint mir auch so.« Bill griff dennoch zur Beretta. Man hatte sie ihm gelassen, der Satan fürchtete sich nicht vor Silberkugeln. Da hätte man ihn auch mit Erbsen bewerfen können.
»Laß mich mal«, sagte der Reporter und drückte seine Frau ein wenig zur Seite.
»Willst du schießen?«
»Siehst du eine andere Möglichkeit?«
Sheila schwieg. Was hatte es für einen Sinn, das Für und Wider gegeneinander abzuwägen? Sie besaßen immer die schlechteren Karten, und die anderen konnten machen, was sie wollten.
Es waren nicht nur die Augen, die sich aus der Dunkelheit schälten, jetzt kam auch die unheimliche Gestalt. Zum erstenmal sahen Sheila und Bill das Blutmonster.
Selbst dem ziemlich abgebrühten Reporter wurde angst und bange. Mit dieser Gestalt hatte er nicht gerechnet. So groß wie ein Mensch war sie und dabei eine Mischung aus Riesenaffe und Vampir.
»Das ist doch nicht möglich«, hauchte Sheila. Sie schüttelte sich.
»Bill, was ist das für ein Biest?«
»Eine Blutbestie!«
Sie kam näher. Und sie ging auch wie ein Gorilla. Wegen der langen Arme leicht vorgebeugt. Der Pelz war mit kurzen, grauen Haaren bedeckt, der Kopf ziemlich groß, und das Maul – weit aufgerissen – wirkte wie ein düsteres Loch.
Das Gebiß stach ins Auge. Nicht so sehr die normalen Zähne, sondern die beiden spitzen Eckhauer, die wie Messer wirkten und auch ebenso gefährlich waren. Bill kannte zahlreiche Vampire, doch so lange Stichzähne hatte er bei diesen Wesen nicht gesehen. Und noch etwas unterschied das Blutmonstrum von einem normalen Gorilla.
Die Flügel.
Sie befanden sich auf dem Rücken und erinnerten Bill Conolly an die lederartigen Schwingen von Riesenfledermäusen. Das Blutmonstrum hatte den Tunnel kaum verlassen, als es seine Schwingen ausbreitete. Die beiden Menschen waren überrascht von der Spannweite, und sie schauten sich an, ohne etwas zu sagen.

Nach einer Weile meinte Sheila mit zitternder Stimme; »Bill, dagegen kommen wir nicht an!«

»Mal sehen!«

»Nein, du…«

»Wenn es uns ans Leben will, werde ich schießen«, erklärte der Reporter entschlossen.

Noch machte das Blutmonster keinerlei Anstalten, Bill und seine Frau zu attackieren. Es hatte den Tunnel verlassen, blieb hinter der hohen Säule stehen und schaute sie an.

Dann bewegte es sich, und seine Flügel falteten sich auseinander.

Gewaltige Schwingen erschienen hinter seinem Rücken. Bill und Sheila hörten das pfeifende Geräusch aus dem Maul des Monstrums, dann sprang es plötzlich auf die beiden Menschen zu.

Bill schoß.

Er hielt auf den Körper, er war überhaupt nicht zu verfehlen, aber er sah keinen Erfolg. Der Einschlag der Kugel fand nicht statt. Bevor Bill diese Überraschung verdaut hatte, war das Blutmonstrum bereits über ihm und hatte zugegriffen.

Der Reporter hörte noch Sheilas Schrei, und dann nichts mehr, weil er von seinem Gegner in eine Art von Schwitzkasten genommen war und zu Boden gedrückt wurde.

Mit dem Gesicht wühlte sich Bill in das widerliche Fell und nahm dessen Geruch wahr.

Es war eine Mischung aus Blut, Schwefel und Talg. Eine Chance hatte der Reporter nicht. Dem Untier war wirklich ein Griff gelungen, den Bill nicht zu sprengen vermochte, so sehr er sich auch anstrengte. Er merkte überhaupt nichts mehr, vor seinen Augen wallten rote Schleier, und er sah auch nicht, daß sich aus dem Hintergrund des Verlieses eine Gestalt hervorkristallisierte.

Der Teufel!

Asmodis kam, um die Menschen leiden zu sehen. Lächelnd schaute er zu, was sein Diener mit Bill Conolly anstellte, und auch Sheila hatte den Satan noch nicht bemerkt, der unhörbar hinter sie getreten war und seine Pranken auf ihre Schulter legte.

Erst da zuckte Sheila zusammen, fuhr herum und schaute in die grinsende Fratze des Teufels.

Der Satan lächelte böse.

Sheila schüttelte sich. »Himmel, was hast du da…«

»Laß das Wort Himmel«, sagte der Teufel. »Erwähne es nie mehr, das gehört nicht in die Hölle.«

»Dieses Monstrum, was macht es!« Sheila schluckte. Sie hatte Mühe, ihre Panik zu unterdrücken, denn sie konnte ihren Blick nicht von Bill lösen, der im Griff der Bestie hing und wie eine Puppe auf die Steinsäule zugezogen wurde.

Eine Antwort bekam Sheila nicht. Der Satan gab ein Zeichen, und sein schrecklicher Diener nickte.

Er schleuderte Bill herum, löste gleichzeitig seinen Griff, und der Reporter hämmerte mit dem Rücken gegen die aufragende Steinsäule, wobei er bei dem Aufprall schmerzhaft das Gesicht verzog und die Augen weit aufriß. Er spürte den Schmerz, aber er konnte nicht sprechen, und die Blutbestie fuhr mit ihrer Arbeit fort.

Sie hüpfte wirklich wie ein Gorilla, als sie Bills linken Arm packte, vom Körper wegriß und den eisernen Reifen der unteren Kette um sein Handgelenk schloß.

Das gleiche geschah auf der rechten Seite, ohne daß der Reporter die Chance hatte, sich zu wehren.

Bill hing fest. Seine Arme hatte er ausgebreitet, die Füße berührten den Boden, doch seine körperliche Schwäche ließ es nicht zu, daß er aufrecht stehenblieb und deshalb mit dem Oberkörper nach vorn sackte, wobei auch der Kopf die Bewegung mitmachte.

Bill war fertig.

Dies wurde Sheila durch die Bewegungen ihres Mannes sehr deutlich klargemacht.

Das Monstrum hatte seine Pflicht getan. Es schaute noch einmal, breitete die Flügel aus, und Sheila merkte den Windzug, der sie streifte, als das Tier die Schwingen bewegte, wobei es vom Boden abhob und die Decke anflog.

Und dort blieb es.

Sheilas Blicke waren ängstlich, als sie in die Höhe schaute, denn das Monstrum flog nicht davon. Es blieb fast auf dem Fleck und seine Bewegungen wirkten träge, wobei die weißen Augen Sheila nicht aus dem Blickfeld ließen.

Ein grausamer, schrecklicher Wärter.

Bill Conolly erholte sich nur allmählich. Er hing in den eisernen Fesseln, bewegte den Kopf nickend, und als er ihn einmal zu heftig zurückdrückte, da prallte er mit der Hinterseite gegen die Steinsäule, wobei ein Schmerzlaut seinen Mund verließ.

Auch Sheila zuckte zusammen, denn für sie war es schlimm, ihren Mann leiden zu sehen.

»Jetzt wird er das erleben, was ich euch versprochen hatte«, erklärte der Teufel mit dumpfer Stimme.

»Was hast du vor?«

Der Satan schaute auf Sheila. Noch sagte er nichts, aber er ging auf Bill zu und blieb dicht vor ihm stehen. »Wie fühlst du dich, du Held?« höhnte er.

Bill knirschte mit den Zähnen. Er wußte von seiner dumpfen Ohnmacht, aber er wollte keine Schwäche zeigen.

»Du bist noch sehr widerstandsfähig. Und das gefällt mir bei dir.

Nicht, daß ich dir damit Mut zusprechen will, nein, aber ich habe es gern, wenn sich Menschen gegen ihr Schicksal auflehnen, obwohl sie doch nichts erreichen. Du befindest dich hier im Vorhof der Hölle, und du wirst ohne meine Einwilligung hier nicht herauskommen, das steht fest. Ich habe dir Qualen versprochen, das Versprechen halte ich, und ich werde zuschauen, wie du allmählich zugrunde gehst!«

Nach diesen Worten drehte sich der Teufel um. Er schaute Sheila dabei an, die schreckensstarr auf der Stelle stand.

Sein Blick traf sie hart. Er glich dem eines Hypnotiseurs, nur war der Teufel kein normaler Hypnotiseur, sondern der Höllenfürst, und Sheila spürte seine Aura.

Sie riß den Mund auf. Ihr Gesicht verzerrte sich. Die Augen wollten aus den Höhlen quellen, ein schweres Ächzen drang aus ihrem Mund, das sich in einem Schrei löste.

»Neiiinnn!«

»Sheila!« Bill brüllte dazwischen.

Zu spät. Der Satan hatte sein Ziel bereits erreicht. Sheila war wieder unter seinen Bann geraten.

Im ersten Augenblick hatte es so ausgesehen, als wollte sie zusammensacken. Dann hob sie den Kopf. Ihr Blick saugte sich an dem Gesicht des Teufels fest, und ein Lächeln huschte über ihren Mund.

»Meister, was befiehlst du?«

Bill Conolly verstand. Ein schluchzendes Geräusch verließ seinen Mund, bevor der Kopf nach vorn sackte, und der Reporter in eine dumpfe Depression fiel…

***

Es gibt ein Märchen, in dem ein Mädchen über einen Regenbogen geht, um ein geheimnisvolles Land zu suchen, das hinter dem Regenbogen liegt. Dieses Märchen ist auch zu einem Musical vertont worden und hatte einen Welterfolg errungen. Es hieß »Der Zauberer von Oz«, und der Titelsong »Over the Rainbow« gehört zu den Evergreens.

Daran mußte ich denken, als ich in diese Brücke eintauchte und gleichzeitig über sie hinwegschritt.

Manchmal können auch Märchen wahr werden…

Tanith, oder vielmehr ihr Geist, hatte mir diesen Weg gezeigt, und sie würde mich auch führen, so hoffte ich.

Eine andere Dimension wartete auf mich. Ob es die Hölle war oder ein Land zwischen den Sternen, ich wußte es nicht, denn ich verließ mich auf meine geheimnisvolle Helferin.

Noch immer war ich vom Strahl umgeben. Er hüllte mich wie ein leichter Vorhang aus Seide ein, und dazwischen schimmerte das Gesicht der toten Tanith.

Verheißungsvoll war ihr Lächeln, ernst blickten die Augen. Sie schien zumindest zu ahnen, was mich alles erwartete, aber sie gab mir keine Erklärungen.

So wanderte und schwebte ich weiter, bis der Strahl blasser und blasser wurde, das Gesicht sich allmählich auflöste und mich wieder die Normalität umfing.

Für einen Moment war ich völlig außer Kontrolle. Ich stand da, schaute auf den Kelch in meiner Hand, sah auch das Kreuz, und um mich herum war einfach nichts.

Leere, die absolute Schwärze des Alls. Eine Weite, die nicht zu messen war, und gerade dieses Nichts war für mich schlimmer, als hätten mir zehn bis an die Zähne bewaffnete Zombies gegenübergestanden. Ich besaß keinen Bezugspunkt, hier galten die Gesetze der Physik nichts mehr, und ich wußte nicht mehr, wo die einzelnen Richtungen lagen.

Der Kelch des Feuers schimmerte. Er hatte sogar einen rötlichen Widerschein bekommen, der sich geheimnisvoll mit dem goldenen Leuchten vermischte.

Noch einmal sah ich das Gesicht der Tanith. Diesmal schwamm es auf dem Boden des Kelchs, seltsam verkleinert, dennoch sehr konturiert zu erkennen.

»Wo bin ich?« Meine Frage glich nur mehr einem Hauch.

»In einer Zwischendimension.«

»Was heißt das?«

»Es ist schwer, dir dies zu erklären. Du bist in einer Welt des nicht Sichtbaren.«

»Ist es ein Totenreich?«

»Nein, das ist es nicht!« Ein Flüstern drang an mein Ohr. »In das Totenreich wirst du nicht gelangen. Es bleibt für dich verschlossen. Jedenfalls auf normalem Wege…«

»Wo dann?«

»Es ist schwer zu erklären, John Sinclair, weil du so etwas noch nie mitgemacht und erlebt hast. In diesen Augenblicken erlebst du etwas völlig Neues. Du lernst eine andere Dimension kennen, wo alles aufgehoben ist, von dem du in der Schule und in deinem Leben erfahren hast. Du bist überall und gleichzeitig nirgendwo.«

Ich schluckte. »Tut mir leid«, hauchte ich, »aber das begreife, wer will. Ich nicht.«

»Keine Sorge. Bald wirst du es sehen. Mach einen Versuch, John Sinclair! Du schaffst als Lebender das, was mir als Tote leider verschlossen bleibt.«

»Was denn?«

»Geh einen Schritt vor und wünsche dir etwas. Denke dir ein Ziel aus, und du wirst es erreichen.«

»Ich soll…«

»Ja, mach es!«

Nein, verrückt war ich nicht. Ich erlebte auch keinen Traum, sondern etwas Grandioses, Unwahrscheinliches. Damit mußte ich erst fertig werden. Tanith hatte mir einen Weg gewiesen, den ich noch nicht kannte. Vielleicht stand ich sogar an der Schwelle zum Totenreich, und über meinen Rücken rann ein Schauer. Es war keine Angst, die diese Reaktion hinterlassen hatte, sondern eher ein Gefühl der Ehrfurcht und Demut.

Konnte ich tatsächlich mit den Gesetzen der Natur spielen und sie übergehen?

»Wünsch es dir, John!«

Ich hielt den Kelch fest umklammert, ging einen Schritt vor und wünschte mir, in meiner Wohnung zu sein.

Für einen winzigen, kaum meßbaren Zeitraum spürte ich ein leichtes Ziehen im Hinterkopf, und im nächsten Augenblick war wieder alles anders. Verschwunden die Schwärze, ein trübes Halbdunkel umgab mich. Durch die Fenster sickerte ein grauer Schein, ich schaute mich um, und mein Herz begann rasend zu pochen.

Tanith hatte recht behalten.

Ich befand mich genau dort, wo ich mich hingewünscht hatte. In meiner Wohnung.

Das war doch nicht möglich!

Schwindel überkam mich. Die Ereignisse waren erdbebengleich über mich hinweggefahren. Ich konnte mich kaum auf den Beinen halten, torkelte zu einem Sessel, und streckte den Arm aus, um mich an der Lehne abzustützen.

Es ging nicht.

Die Hand faßte hindurch. Ich verlor das Gleichgewicht und fiel auf die Erde. Aber auch diesen Widerstand merkte ich nicht, denn obwohl eine Unterlage, der Boden also, vorhanden war, spürte ich ihn nicht.

Für einen Moment blieb ich hocken und senkte den Kopf. Scharf dachte ich nach und kam auch zu einem Ergebnis, das für mich wahrhaft überwältigend war.

Ich, John Sinclair, bestand nicht mehr aus Materie, sondern war feinstofflich geworden!

Das Wort unwahrscheinlich reichte nicht aus, um das Phänomen zu erklären. Vielleicht war mir das gelungen, wovon viele andere nur träumten, aber ob es so gut war, zog ich zumindest hier im Anfangsstadium in Zweifel.

War ich unsichtbar geworden?

Ja, das mußte sein, aber ich wollte noch einen Versuch starten, deshalb rief ich nach Tanith.

Sie antwortete mir aus dem Reich der Toten. »Hast du dich damit

abgefunden, John Sinclair?«

»Nein, noch nicht.«

»Das kann ich mir vorstellen. Es ist auch zu schwer, damit fertig zu werden, aber du wirst dich daran gewöhnen müssen, wenn du dem Satan einen Streich spielen und die Kugel holen willst, um deine beiden Freunde zu befreien.«

»Kann ich auch woanders hin?«

»Alle Wege stehen dir offen. Oder fast alle.«

»Dann will ich…«

»Moment«, sagte Tanith. »Du mußt, bevor du dir ein anderes Ziel aussuchst, wieder zurück.«

»Ins Nichts?«

»So ist es!«

Ich stand auf. Es war ein völlig normales Gefühl. Ich hatte wirklich nicht den Eindruck, feinstofflich zu sein. Meine Körperfunktionen reagierten normal, und ich dachte daran, wie winzig ich doch war, wenn es um andere grandiose Kräfte ging. Meine Gedanken spielten Purzelbaum. Ich dachte daran, welche Möglichkeiten mir eröffnet worden waren. Ich konnte also überall hin, auch in die Hölle? Oder in das geheimnisvolle Land Aibon. Vielleicht auch in die Vergangenheit? Nach Atlantis oder in die Schlucht der stummen Götter.

Mir wurde schwindlig, wenn ich näher darüber nachdachte.

Dann trat ich den berühmten Schritt vor, spürte abermals das Ziehen, und die absolute Schwärze umfing mich.

Ich war wieder an meinen Ausgangspunkt zurückgekehrt. Innerhalb des Kelches schimmerte geheimnisvoll das Gesicht der toten Tanith, wobei die Lippen zu einem gütigen Lächeln verzogen waren.

»Versuch es noch einmal!« hörte ich Taniths Stimme.

Ja, ich wollte endlich wissen, woran ich war, dachte wieder an ein Ziel und tat den nächsten Schritt.

Die Umgebung veränderte sich.

Ein Haus, ein anderes Zimmer, Menschen.

Suko und Shao.

Ich befand mich bei den Conollys!

***

Es waren für Shao und Suko quälende Stunden gewesen, und allmählich graute der Morgen. Im Osten schob sich etwas Helleres über den Himmel, ein langer grauer Streifen.

Schlaf hatten die beiden keinen gefunden, sie waren nur froh, daß Johnny ruhig in seinem Bettchen lag. Er hatte den vorläufigen Verlust seiner Eltern am besten verkraftet.

Suko, der normalerweise immer die Ruhe in Person war, zeigte sich sehr unruhig. Er konnte nie auf der Stelle sitzenbleiben, rutschte auf

dem Stuhl oder dem Sessel hin und her, wobei er ab und zu zum Telefon griff, um bei seinem Freund, dem Geisterjäger John Sinclair anzurufen.

Dort meldete sich niemand.

»Mein Gott, was ist mit John los?« fragte er nach dem dritten Anruf und schaute Shao an.

Die Chinesin hob die Schultern. Sie sah übernächtigt aus. Unter den Augen lagen Ringe. Die schwarzen Halbkreise hatten sich in die Haut eingegraben, die Augenränder selbst waren entzündet, das lange Weinen hinterließ diese Spuren.

»Hast du keine Idee?« fragte Suko weiter.

»Nein.«

»Er wollte doch zum Yard.«

Shao sprach es nicht gern aus, aber sie sagte: »Wahrscheinlich ist ihm etwas passiert.«

Suko warf seiner Freundin einen schrägen Blick zu. »Mal den Teufel nicht an die Wand…«

»Hör auf mit dem Teufel!«

Shao stand auf, strich Suko über die Wange und verließ den Raum. Sie ging in die Küche. Mit zwei Gläsern Orangensaft kam sie zurück.

»Trink, das tut gut.«

»Danke!« Suko nahm das Glas entgegen und leerte es mit einem langen Zug. Als er es absetzte, hatte er auch einen Entschluß gefaßt.

Er drehte sich um, nahm wieder Platz und stellte das Telefon auf seinen Schoß.

»Willst du John wieder…?«

Der Inspektor unterbrach Shao mit einem Kopfschütteln und folgenden Worten: »Nicht John. Das hat wohl keinen Sinn. Ich versuche es bei Sir James.«

»Um diese Zeit?«

»Hier heiligt der Zweck die Mittel.«

Shao nickte. Sie hatte nichts mehr dagegen einzuwenden und schaute Suko zu, wie er die Nummer tippte, die er auswendig kannte. Er hatte nicht einmal ein schlechtes Gewissen, denn es ging um das Leben seines Freundes, und da mußte er einfach alles einsetzen.

Es läutete lange durch. Suko wollte schon aufgeben, als er die Stimme seines Chefs hörte.

»Sir, entschuldigen Sie, aber ich…«

»Schon gut, Suko. Was ist geschehen?«

»Wir vermissen John Sinclair!«

Sir James schwieg. Es dauerte eine Weile, und Suko wurde bereits nervös, bevor sich der Superintendent wieder meldete. »Nun ja, ich habe mit ihm gesprochen.«

»Wann?«

»Wir trafen uns vor dem Haus.«
»Und?«
»Wissen Sie denn nicht Bescheid?«
»Nein, Sir, ich habe…«
»John ist etwas passiert. Ein Zufall vielleicht, aber wer kann das alles wissen. Es hat drei Tote gegeben und…« Sir James begann mit seinem Bericht.
Suko hielt den Hörer ein wenig vom Ohr ab, damit auch Shao mithören konnte.
Beide lauschten, und beide wurden noch bleicher, als sie vernahmen, was ihrem Freund widerfahren war.
»Und das stimmt alles, Sir?« fragte der Inspektor.
»Leider.«
»Wenn ich das gewußt hätte.«
»Es ist ja überstanden«, sagte der Superintendent. »Sie müssen sich um andere Dinge kümmern. Denken Sie an den Jungen. Wie geht es ihm überhaupt?«
»Er schläft.«
»Zum Glück.«
»Aber was ist mit John?« fragte der Inspektor.
»Ich kann es Ihnen nicht sagen. Er wollte alle Hebel in Bewegung setzen, um die Conollys aus ihrer Lage zu befreien. Da wir nichts mehr von ihm gehört haben, kann es sein, daß er bereits am Werk ist.«
»Sehr optimistisch gedacht, Sir.«
»Was soll ich machen?«
Da hatte Sir James recht. Sie mußten wirklich an das gute Schicksal glauben, aber es fiel bekanntlicherweise sehr, sehr schwer, dies zu tun.
»Haben Sie keine Spur, Sir? Hat John Ihnen wirklich nichts gesagt oder eine Andeutung gemacht? Ich habe ein paarmal bei ihm angerufen. Zuhause ist er nicht.«
»Ich habe keinen Bescheid erhalten. Er wollte vielleicht Myxin und Kara einsetzen, ob ihm das gelungen ist…«
»Anscheinend nicht«, murmelte Suko.
»Bleiben Sie auf jeden Fall bei den Conollys, Suko. Man kann vor Überraschungen nicht sicher sein. Damit schließe ich beide Seiten ein.«
»Da haben Sie recht, Sir.«
»Ist noch etwas?«
Suko atmete tief ein. »Eigentlich nicht, Sir. Ich hoffe nur, daß alles gutgeht.«
»Da sagen Sie etwas. Zudem bin ich immer für Sie zu erreichen. Bis später dann.«
Auch Suko legte auf. Sorgenfalten hatten sich in seine Stirn gegraben, und sie waren nach dem Gespräch nicht weniger geworden, das

konnte auch Shao sehen.

Sie legte ihre Hände auf Sukos Schultern. »Wir müssen nur daran glauben«, versuchte sie zu trösten. »Wirklich fest daran glauben. Dann klappt es. Es hat bisher immer geklappt.«

»Einmal kann der Faden der Glückssträhne auch reißen.« Suko legte seinen Arm um Shaos Hüfte. »Stell dir mal vor, die Conollys kommen nicht mehr zurück. Was geschieht dann mit Johnny?«

Shao wollte etwas sagen, schlug sich jedoch auf den Mund, denn sie konnte es nicht aussprechen. »Daran wage ich überhaupt nicht zu denken.«

»Das solltest du aber.«

»Suko, bitte…«

Ein Geräusch entstand. Das Tappen von Pfoten, und da gab es nur eine Erklärung.

Nadine, die Wölfin, kam.

Sie hatte Johnnys Zimmer verlassen, setzte mit einem Sprung über die Schwelle und blieb mitten im Wohnraum stehen. Ihr Fell sträubte sich, sie öffnete das Maul, und ein seltsames Heulen drang draus hervor.

Das war genau der Augenblick, als ich unsichtbar das Zimmer betreten hatte…

Suko sprang hoch.

Auch Shao stand wie erstarrt, hielt den Blick auf Nadine gerichtet und flüsterte: »Was kann sie nur haben?«

»Keine Ahnung.«

»Aber es muß etwas passiert sein.«

Nadine drehte sich. Den Kopf streckte sie der Decke entgegen.

Laute, die Shao und Suko noch nie bei ihr gehört hatten, drangen aus dem Rachen. Klagend, heulend und auf eine gewisse Art und Weise auch furchteinflößend. Damit hatte niemand von ihnen gerechnet, und beiden Menschen rann eine Gänsehaut über den Rücken.

Suko schluchzte. »Verdammt, wir müssen etwas tun!« sagte er.

»Da stimmt einiges nicht.«

Shao ging in die Knie, schaute Nadine an, doch sie bekam keine Antwort. Die konnte die Wölfin einfach nicht geben. Ihr Blick war starr auf das Gesicht der Chinesin gerichtet, und Shao schaute wieder in die so menschlich wirkenden Augen.

»Ich seh mal im Haus nach«, sagte Suko, wartete Shaos Antwort nicht ab und setzte sich schon in Bewegung.

Sämtliche Räume durchsuchte er. Schußbereit hielt er seine Beretta in der Hand, und er vergaß auch nicht, im Keller nachzuschauen. Auch ihn fand er leer.

Dennoch war er davon überzeugt, daß Gefahr in der Nähe lauerte.

Vielleicht draußen?

Bevor Suko das Haus verließ, sagte er Shao Bescheid. Sie hockte neben Nadine und streichelte ihr Fell, obwohl die Wölfin es nicht wollte, zur Seite ging und neben dem Tisch in die Höhe sprang, als würde sich dort etwas befinden, das nur sie allein sehen konnte.

»Da ist doch was«, sagte Suko.

Shao erhob sich und zuckte mit den Schultern. »Ich kann nichts erkennen.« Ihre Stimme klang gequält.

»Ich schaue trotzdem nach.«

»Sei vorsichtig, Suko!«

»Klar.«

Der Inspektor verließ das Haus, trat in den Vorgarten und blieb drei Schritte vor der Tür stehen.

Die Morgendämmerung hatte zugenommen. Mit ihr kam auch der herbstliche Nebel.

Suko hatte nichts gegen Nebel, er gehörte zum Kreislauf der Natur, jetzt mochte er ihn nicht. Er verdeckte die Sicht, schwebte lautlos durch den Garten und drang zwischen die Zweige der Sträucher und Büsche.

Im Augenblick sah der Inspektor nichts. Auch das Licht brachte nicht viel, aber er wollte noch hinter dem Haus nachschauen. Nadine hatte schließlich nicht ohne Grund so reagiert.

Im eigentlichen Garten leuchteten ebenfalls die Lampen der Nacht. Ihre gelben Köpfe wirkten verwaschen und erinnerten an auseinandergezogene Monde.

Der Garten war leer. Jedenfalls konnte Suko nichts erkennen, was auf einen Feind hingedeutet hätte. Auf den herbstlich bunten Blättern schimmerte der Morgentau. Kostbaren Perlen gleich lag er auch auf den Grashalmen des Rasens.

Ein friedliches Bild, doch Suko ließ sich nicht täuschen. Nadine hatte nicht umsonst so seltsam reagiert.

Als er das Haus betrat, kamen ihm die Wölfin und Shao bereits entgegen. Nadine zeigte sich weiterhin aufgeregt. Über sie hinweg schaute Suko seine Freundin an.

Shao schüttelte den Kopf.

»Also nichts«, stellte der Inspektor fest. »Es gibt keinen Anhaltspunkt. Ich begreife es nicht.« Er schloß die Tür, schaute auf die Wölfin und hatte plötzlich das Gefühl, von einem Luftzug gestreift zu werden, obwohl die Tür geschlossen war.

Suko fuhr herum.

Shao erschrak sogar, und sie fragte: »Was hast du?«

Der Chinese lächelte. »Für einen Moment glaubte ich, mich hätte jemand berührt.«

»Dann hast du das auch gemerkt? Ich ebenfalls, ein paarmal schon. Als ich nachschaute, war da nichts.«

»Ein Geist?«
»Meinst du wirklich?« hauchte Shao.
»Ich sehe keine andere Möglichkeit, und geirrt haben wir uns nicht. Das erklärt auch das Verhalten von Nadine. Tiere sind sensibler als wir Menschen.«
Beide beobachteten wieder die Wölfin. Sie hatte sich hingehockt, schaute und reagierte normal, für die beiden der Beweis, daß das Unerklärliche verschwunden war.
»Ich habe auch bei Johnny vorbeigeschaut«, sagte Shao. »Da ist auch nichts. Er schläft.«
»Okay, gehen wir wieder zurück.«
»Kannst du schlafen?« fragte Shao, als sie im Wohnraum standen und in die Leere blickten.
»Nein«, sagte Suko.
»Ich auch nicht.« Kaum hatte Shao gesprochen, als sie anfing zu weinen. Und selbst Suko wußte nicht, mit welchen Worten er seine Freundin trösten sollte. Jeder Satz kam ihm vor wie leeres Geschwätz.

***

Ich rief ihre Namen!
Keine Antwort!
Ich legte einen beschwörenden Klang in meine Stimme und bekam auch keine Reaktion.
Mein Gott, sie mußten mich doch spüren!
Vielleicht war ich der einzige Mensch auf der Welt, dem es gelang, sich unsichtbar zu machen, mal abgesehen von einem CIA-Agenten namens Mark Baxter. Dennoch war ich nicht glücklich. Ich befand mich zwischen meinen Freunden, faßte sie an und doch hindurch. Sie bemerkten mich einfach nicht.
Bis auf die Wölfin!
Das Tier hatte mit seinen sehr ausgeprägten Sinnen genau gespürt, daß etwas nicht stimmte, und sie reagierte dementsprechend unruhig. Nadine lief auf und ab, heulte klagend. Auch ich hörte die Laute, und sie drangen mir »unter die Haut«.
Nadine wollte sich mitteilen, weder Shao noch Suko verstanden sie. Was konnte man da tun?
Ich hätte gern gerufen, auch geschrieben, etwas in die Hand genommen und zu Boden geschleudert, es blieb alles beim Vorsatz.
Wo ich auch hingriff, ich faßte ins Leere. Meine Finger fuhren durch die Gegenstände, als wären sie überhaupt nicht vorhanden.
Ich spürte Shaos Sorge und sah Sukos Ratlosigkeit. Mein Freund lief aus dem Haus, um draußen nachzuschauen, auch da würde er mich nicht sehen. So war seine Hoffnung vergebens.
Eine Weile blieb ich noch. Vielleicht gab es trotz allem eine Chance

für mich, den anderen Bescheid zu geben, das gelang mir nicht, so daß mir nichts anderes übrigblieb, als wieder zurück in die absolute Schwärze des Nichts zu springen.

Es war nur ein Gedankenblitz, dann hatte mich das Weltall oder die Magie verschluckt.

Den Kelch hielt ich noch immer fest, schaute hinein und sah auch wieder Taniths Gesicht.

»Zufrieden, John?«

»Ja und nein.«

»Wieso?«

»Ich kann sicherlich mehr, als andere Menschen jemals können werden, aber meine Freunde sehen mich nicht. Ich bin feinstofflich, und ich selbst fühle mich auch nicht wohl.«

»Das kann ich verstehen, John. Du hast im Augenblick die gleichen Probleme wie wir Geister!«

Meine Güte, wie sich das anhörte. Die gleichen Probleme wie die Geister. Das war unwahrscheinlich, kaum zu glauben, doch ich mußte mich daran gewöhnen.

Ich war ein Mensch und gleichzeitig ein Geist! Das mußte ich erst einmal verkraften.

»Ich weiß, daß es für dich nicht leicht ist«, vernahm ich Taniths Stimme. »Es war auch gut so, daß du zunächst die beiden Probesprünge hinter dich gebracht hast, nun aber solltest du dich auf dein eigentliches Ziel konzentrieren.«

»Auf die Hölle?« fragte ich.

»Ja und nein. Du mußt dorthin, wo die Kugel zu finden ist.«

»Das ist doch die Hölle?« Ich blieb hartnäckig.

»Fast«, erklärte mir Tanith. »Nur stell dir alles nicht so einfach vor. Du kannst nicht hingehen und die Kugel einfach an dich nehmen. Der Vorhof der Hölle ist nicht die Erde. Die Kugel wird bewacht von einem Monstrum, wie es nur einmal vorkommt.«

»Was ist es?«

»Ich möchte es dir nicht sagen, denn auch ich habe es noch nicht genau herausgefunden. Mir sind ebenfalls Grenzen gesetzt, und sorge stets dafür, daß die Verbindung zwischen Kreuz und dem Kelch nicht abreißt. Sollte dir dies geschehen, bist du auf eine gewisse Art und Weise wehrlos.«

»Ja, das habe ich mir gedacht.«

»Dann darf ich dir jetzt viel Glück wünschen, John. Enttäusche die anderen nicht. Ihr Schicksal liegt in deiner Hand, so schwer dies auch ist.« Das Gesicht verschwand aus dem Kelch. Ich schaute wieder auf den normalen goldenen Boden.

Kugel und Kelch gehörten zusammen. Ich würde versuchen, die Kugel zu holen und gleichzeitig auch die Conollys zu befreien.

War es Wahnsinn?
Möglich, aber mir blieb einfach keine andere Wahl.
Dann wagte ich den Sprung!

***

Der Teufel hatte wieder einmal gesiegt. Bills Hoffnung war innerhalb von Sekunden zusammengesackt, denn seine Frau Sheila hatte den Satan mit Meister angeredet.
Sie wollte ihm gehorchen!
Der Reporter holte tief Luft. Er benötigte eine Weile, um diese Tatsache zu verkraften. Er wagte es deshalb nicht, den Kopf zu heben und Sheila anzusehen.
Zu groß wäre die Enttäuschung gewesen.
Und doch tat er es. Langsam hob er den Kopf. Sheila stand vor ihm. Die Blicke der beiden trafen sich, und der Reporter erkannte in den Augen seiner Frau nicht einen Funken an menschlichem Gefühl.
Ob ihn der Teufel selbst oder Sheila anblickte, das spielte keine Rolle mehr. Sie stand völlig unter seinem Bann.
Die Unterlippe hatte sie ein wenig vorgeschoben. Deshalb auch dieser zynisch wirkende Zug um ihre Mundwinkel. Die Augen waren zu Schlitzen verengt. Sie schaute kalt, abwartend und auch lauernd. Bill bekam Magendrücken, als er die Gefühllosigkeit sah, und er wußte, daß es keinen Sinn hatte, sie jetzt noch anzusprechen.
Sheila würde auf seine Bitten oder Worte überhaupt nicht reagieren.
Groß, unheimlich und wie ein stummer, aber gefährlicher Wächter stand der Satan hinter ihr. Ausgebreitet waren die Arme. Das rote Futter im Innern seines Umhangs schimmerte wie gefrorenes Blut, und auf seinem Gesicht lag all der Triumph, den er empfand.
»Sheila?« Bill würgte den Namen seiner Frau hervor.
Sie hob kaum den Blick, sondern trat zurück und lehnte sich gegen den linken Arm des Teufels, der ihn dann besitzergreifend um sie schloß.
Diese Geste sagte dem Reporter alles. Sheila gehörte nicht mehr ihm, sondern dem Teufel. Und diesmal war sie echt, keine Attrappe wie Johnny, ihr Sohn.
Was Bill auch tat oder sagte, seine Frau würde ihm nicht mehr gehorchen. Ihr Herr war ein anderer.
Sie preßte sich so hart gegen seinen Arm, als würde sie nur bei ihm Schutz finden, dabei lächelte sie, und dieses Lächeln unterschied sich von dem des Teufels.
Bill Conolly beugte sich vor. Mit den Füßen stand er auf dem Boden, und sein gestreckter Körper bildete eine schiefe Ebene, bis ihn die Ketten hielten.
Straff spannten sie sich. Bill spürte bereits die Druckstellen an seinen

Handgelenken, wo das Metall hart in seine Haut schnitt. Nicht mehr lange, dann würde das erste Blut tropfen, denn die Ringe scheuerten von innen.

»Er zeigt sich sehr uneinsichtig«, sagte der Satan und schaute Sheila dabei an.

»Sicher.«

»Was sollen wir mit ihm machen?«

Sheila lachte leise. Es klang wie das Triumphgelächter einer Hexe.

»Ich wüßte schon etwas.«

»Sag es!«

Der Teufel und seine Dienerin führten das Spiel fort, um Bill nervlich noch mehr zu deprimieren.

»Man müßte ihn bestrafen«, vernahm der Reporter die Stimme seiner Frau.

»Ja, der Meinung bin ich auch«, gab der Höllenfürst zu. »Sogar hart bestrafen.«

»Willst du ihn töten?« fragte Sheila. Ihre Stimme klang lauernd.

Sie vibrierte gleichzeitig, und Bill hörte aus ihren Worten die nervöse Spannung heraus.

»Nein, nicht töten. Wenigstens nicht ich. Wir befinden uns hier im Vorhof der Hölle, wo Angst, Schrecken und Grauen ihre Geburtsstätte besitzen. Da habe ich einen anderen, besseren Vorschlag. Wenn er getötet wird, dann von denen, die hier herrschen. Die Blutmonster!«

Bill trafen die Worte hart, obwohl er eigentlich damit hätte rechnen müssen, aber er wußte auch, daß der Satan nicht scherzte, und der Höllenfürst fügte noch einen Trumpf hinzu. »Es wäre auch nicht schlecht, wenn du ihn tötest.«

»Ho!« Sheila lachte. »Du würdest mich lassen?«

»Warum nicht?«

Sheila lachte wieder, beugte sich vor und schaute ihren Mann an.

»Was hältst du davon, Bill. Sterben durch die Hand der eigenen Ehefrau. Es passiert nicht jedem…«

»Sheila, bitte…«

Asmodis lachte. »Er hat jetzt schön Angst«, kommentierte er. »Ja, die Angst vor dem Tod. Sie steckt in jedem Menschen. Ich bin dafür, daß du ihn umbringst.«

»Soll ich wirklich?«

»Ja.«

Sheila bewegte sich auf ihren Mann zu. Sie ging schleichend, lauernd. Jedenfalls anders als normal, und ihre Augen glichen zwei kalten, leblosen Steinen. »Du hast Angst, nicht wahr?« flüsterte sie scharf, als sie vor Bill stehenblieb.

»Ja, ich habe Angst«, gab der Reporter zu.

»Vor mir?« Sheila beugte sich zurück und lachte. »Aber das brauchst

du nicht. Ich werde davon Abstand nehmen, dich zu töten, doch ich mochte zuschauen, wie du stirbst.« Sie drehte sich um und blickte ihren Meister fragend an. »Ist es gestattet?«

Der Teufel deutete eine Verbeugung an. »Aber gern. Ich habe dir die Wahl überlassen.«

»Dann sollen es die Blutbestien übernehmen. Und ich schaue zu, wie sie das Blut dieses Mannes…«

»Trinken!« vollendete der Teufel. »Sie werden es trinken, es schlürfen und sich wohlfühlen.«

Sheila ging wieder zurück. Sie bebte plötzlich. »Ruf sie!« zischte sie dem Satan zu. »Ruf sie schnell! Ich will sie sehen und erleben, wie er winselt.«

Bill drehte sich fast der Magen um. Er konnte nicht begreifen, daß die Frau, mit der er Jahre verheiratet war, sich so verändert hatte.

Aber der Satan machte alles möglich. Hier erlebte Bill, welche Macht der Höllenherrscher über die Menschen besaß.

Sheila war so weit zurückgegangen, daß sich zwischen Bill und ihr genügend Platz für die gorillaähnlichen Monstren befand. So konnte sie alles beobachten.

»Ruf sie!«

Der Satan drehte sich um. Er öffnete den Mund, jeder rechnete mit einem Schrei, doch nur ein Fauchen drang hervor.

Die in der Luft schwebende Blutbestie wurde unruhig. Auch sie hatte das Geräusch vernommen. Im Sinkflug huschte sie über die Köpfe der Anwesenden hinweg und setzte zu einer weichen Landung an.

Es blieb bei dem einen Monstrum.

Der Teufel versuchte es erneut mit seinem Ruf.

Wieder ohne Erfolg.

»Stimmt was nicht?« fragte Sheila leise.

»Ja«, erwiderte der Satan. »Etwas ist dazwischengekommen.«

»Und was?«

»Das werde ich herausfinden!« knirschte Asmodis und blickte auf Bill Conolly, als könnte der ihm eine Antwort geben.

Bill schwieg, doch in seinem Innern wurde der Hoffnungsfunke ein wenig größer…

***

Ich merkte wieder das berühmte kurze Ziehen, und eine kaum vorstellbare kurze Zeitspanne später befand ich mich in einer anderen Welt, einer anderen Dimension und einer anderen Zeit.

Oder doch nicht?

Die Dunkelheit kam mir vor wie eine Wand. Pechschwarze Mauern, um mich herum gebaut, mit einem Gefängnis zu vergleichen.

Hatte ich zuvor zwar auch nichts gesehen und nur die seltsame Leere

gespürt, so glaubte ich hier, allmählich ersticken zu müssen.

Alles war anders.

Eine Finsternis, wie ich sie noch nie erlebt hatte, selbst in der Dunkelwelt nicht, über die Alassia, die Schatten-Königin, damals regiert hatte.

Diese Finsternis bestand nicht aus Schatten, sondern aus einem pechschwarzen Stoff.

Ich fühlte sie zwischen den Fingern. Sie legte sich auf meine Haut, und mir rann es kalt den Rücken hinab. Es war das Gefühl der Angst, denn selbst mein Kreuz sah ich nicht mehr und auch nicht den Kelch.

War die Verbindung gerissen?

Wahrscheinlich. Tief saugte ich die Luft ein, denn nun war das eingetreten, was ich befürchtet und vor dem mich Tanith gewarnt hatte.

Allein tappte ich durch die Finsternis.

Die Dunkelheit war so tief, daß sie der Luft den Sauerstoff entriß und ich Mühe hatte, zu atmen. Jedes Luftholen glich einem Saugen, einem Schnappen nach Sauerstoff, aus diesem Grunde kam ich nur so langsam voran.

Die Schatten schienen zahlreiche Arme zu haben, die sich an meinem Körper festsaugten. Ein widerlicher Geschmack breitete sich in meinem Mund aus, so daß ich das Gefühl hatte, auf der Zunge würden Blutstropfen liegen und allmählich zerschmelzen.

Mein Gedankenapparat schien ebenfalls in Mitleidenschaft gezogen worden zu sein, denn es dauerte eine Weile, bis ich mich an die Bleistiftleuchte erinnerte, die in meiner Tasche steckte.

Sie hatte mir so oft wertvolle Dienste geleistet. Ich holte sie hervor, knipste sie an und sah den Strahl kaum, weil er sofort von der Dunkelheit verschluckt wurde.

Sie war wie ein großes, schwarzes, unendliches Maul, das alles in sich hineinfraß, was es bekam.

Auch die Lampe half mir in dieser Welt nichts, wobei ich nicht sicher war, ob ich mich tatsächlich im Vorhof der Hölle befand. Ich streckte meinen freien Arm aus und bewegte die Finger. Zwischen ihnen spürte ich wieder den glatten Schmier, der mich an nassen Ruß erinnerte.

Gab es denn hier wirklich kein Licht?

Nein. Nicht einmal einen hellen Schimmer, kein Grau, das die Schwärze durchbrach, dieser verfluchte Tunnel hielt mich wie einen Gefangenen.

Das Atmen fiel mir von Minute zu Minute schwerer. Manchmal konnte ich mich nicht mehr bewegen, ich mußte einfach Pausen einlegen und bekam das Gefühl, von der Schwärze regelrecht zerdrückt zu werden.

Meine Hände umklammerten nach wie vor den Kelch. Auf den

Handflächen spürte ich den feuchten Schweiß. Es war leicht möglich, daß mir der Kelch aus den Händen rutschte, aus diesem Grunde drückte ich noch härter zu, damit ich ihn nur nicht verlor.

Kam ich überhaupt weiter?

Hin und wieder hatte ich doch Zweifel, denn ich sah keinen Fortschritt. Manchmal hatte ich das Gefühl, auf der Stelle zu treten, in der schwarzen Watte zu waten, und trotzdem mußte ich weiter.

Kein Leuchten meiner Waffen, kein Strahlen, nicht in Lichtpunkt.

Ich gewöhnte mich an das wattige Dunkel, an die Mauern aus schwarzem, amorphen Stoff, bis ich plötzlich die Lichter sah.

Kein gelbes Licht, auch keine Lampe oder Laterne, sondern zwei helle, weiße Punkte.

Augen?

Zumindest ein Paar, denn die hellen Punkte befanden sich dicht nebeneinander. Um die Länge einer Hand voneinander getrennt, und sie standen in der Finsternis, ohne sich zu rühren.

Auch ging ich nicht mehr weiter. Mein Blick galt diesen Punkten, wobei ich mich fragte, was sie bedeuten konnten?

Wenn ich genau hinschaute und abmaß, so entdeckte ich sie etwa in Augenhöhe. Dort ruhten sie sich aus und bewegten sich nicht weiter, sie schienen auf mich zu lauern.

Bevor ich etwas unternehmen konnte, vibrierte vor mir die dicke schwarze Luft.

Erst dann vernahm ich das Geräusch.

Schallwellen, die heranrollten und ihren Ursprung in einem wütenden Fauchen hatten.

Für mich gab es nur eine Erklärung. In der schrecklichen Dunkelheit lauerte ein Monster.

Ein gefährliches Biest, denn alles, was sich in dieser Welt befand, war gefährlich.

Ich zog meine Beretta.

In dieser Dimension war jeder ein Feind. Ich brauchte keine Gewissensbisse zu bekommen, wenn ich einfach schoß.

Es fiel mir nicht leicht, den rechten Arm zu heben. Die seltsame Luft schien mich daran hindern zu wollen. Als sich die Mündung etwa auf Augenhöhe meines Gegners befinden mußte, drückte ich ab.

Kein peitschender oder dumpfer Klang, sondern nur ein schallgedämpftes Geräusch, zu vergleichen mit einem Plopp, mehr war es nicht.

In dieser Zone geschah alles langsam, wie in einem Zeitlupentempo. Ich wartete auf das Einschlaggeräusch der Kugel. Es war vergebene Liebesmüh, nichts war zu hören.

Eine gefährliche Ruhe umgab mich.

Für einen Moment begann das Augenpaar zu zittern und war

verschwunden. Weg, verschluckt vom Dunkel der Schatten.

Mein Arm sank langsam nach unten. Hatte ich den Gegner erledigt? War es der Wächter oder Aufpasser, von dem Tanith nicht nur gesprochen, sondern auch gewarnt hatte?

Es konnte, brauchte aber nicht zu sein, und ich setzte meinen beschwerlichen Weg fort.

Das Fauchen hörte ich nicht mehr, sah dafür hin und wieder die Augen. Und manchmal sogar drei Paar.

Sie zuckten vor mir an verschiedenen Stellen auf und waren ebenso rasch wieder verschwunden.

Nahmen sie Maß?

Meine Lage war ziemlich mies. Ich marschierte durch die Finsternis und fühlte mich von unheimlichen Gegnern eingekesselt.

Plötzlich hörte ich etwas.

Ein seltsames Geräusch. Es war kein Rauschen, sondern ein Klatschen und Flappen, als würde jemand einen nassen Lappen permanent gegen eine Wand wuchten.

Das Geräusch wurde lauter.

Die Gegner kamen näher.

Jetzt sah ich auch die Augen besser und mußte erfahren, daß sie sich von drei Seiten her näherten.

Und das in dieser unheimlichen Finsternis.

Ich ging sicherheitshalber in die Hocke, stellte den Kelch ab und nahm die Beretta in die Hand.

Noch immer hatte ich meine Gegner nicht gesehen. Dennoch lag auf der Hand, daß sie nur eins wollten.

Meine Vernichtung!

***

Der Teufel war gegangen.

Zurückgelassen hatte er seine Dienerin Sheila. Sie und das gorillaähnliche Monstrum bewachten den Reporter, und der Teufel hatte sich keine besseren Wachtposten aussuchen können. Falls Bill den Versuch einer Befreiung unternahm, würden beide sofort angreifen.

Bill hätte schon so stark sein müssen wie der berühmte Herkules.

Allein kam er aus den Ketten nicht los. Die Ringe um seine Handgelenke besaßen zwar kein Schloß, aber die beiden Hälften waren ineinandergeschoben, so daß es für den Reporter keine Chance gab, sich aus der Umklammerung zu lösen.

Ein dritter nur konnte ihn befreien.

Würde es Sheila schaffen?

Sicherlich nicht. Auch wenn Bill bat und flehte, sie war gnadenlos und stand voll auf der Seite des Satans. Eine Hilfe ihrerseits konnte er

sich abschminken.
Sheila stand vor ihm, und Bill hatte das Gefühl, eine Fremde zu sehen. So anders war sie. Zwar sah sie noch so aus wie früher, doch es ging eine Aura von ihr aus, die Bill sehr deutlich als feindlich und haßerfüllt identifizierte.
Er hatte sich wieder aufgerichtet. Hinter seinem Rücken spürte er die Steinsäule und die Kälte, die von ihr ausströmte. Die Arme waren gestreckt, sie schmerzten, denn Bills Muskeln waren solche ungewöhnlichen Strapazen nicht gewohnt.
Der Satan war in einem der Tunnels verschwunden und von der dichten Schwärze verschluckt worden.
Sheila aber gab acht.
Sie sprach nicht mit ihrem Mann. Nur ihre kalten Blicke trafen ihn, und Bill fühlte sich durch sie taxiert und abgeschätzt. Sollte er sie ansprechen? Hatte es überhaupt einen Sinn?
Das Blutmonstrum erhob sich. Zwei träge wirkende Flügelschläge brachten es in die Höhe. Bill verfolgte das fliegende Ungeheuer mit seinen Blicken, sah es über seinem Kopf und hatte für einen Moment die Befürchtung, daß es landen und ihn, den Wehrlosen, vernichten konnte.
Das Monster flog weiter.
Bill atmete auf, als es landete, und er hatte sich jetzt entschlossen, mit seiner Frau ein paar Worte zu reden, auch wenn sie unter dem Bann des Satans stand.
Irgend etwas mußte doch in ihr zurückgeblieben sein. Sie hatte schon einmal die Wandlung erlebt und war aus diesem Bann herausgerissen worden.
Bill räusperte sich die Kehle frei. »Sheila, sieh mich bitte an!«
»Das tue ich die ganze Zeit über«, gab sie knapp zurück und ließ ihren Blick wieder prüfend über die Gestalt des Reporters gleiten.
»Was willst du überhaupt?«
Bill war erschreckt über den scharfen Ton seiner Frau, und die Hoffnungen sanken allmählich. »Kannst du dir das nicht denken?« fragte er trotzdem.
»Natürlich kann ich es mir denken. Aber du irrst dich, wenn du auf mich setzt. Ich werde dich nicht befreien. Erst wenn mir der Teufel den Auftrag gibt.«
»Ich bin kein Fremder für dich«, sagte der Reporter. »Wir sind verheiratet, Sheila…«
»Das waren wir. Jetzt ist ein anderer mein Gatte!«
Bill stöhnte auf. Er fragte nicht weiter, wer dieser andere war, das konnte er sich denken. »Du bezeichnest also den Satan als deinen Gatten. Mit allen Konsequenzen?«
Sheila nickte sehr schnell. »Ja, mit allen.«

Aus Bills Gesicht wich das Blut. »Und du würdest für ihn alles tun, Sheila?«

»Sicher.«

»Auch morden?«

»Ich weiß nicht, was der Teufel von seinen Dienern alles verlangt. Ich müßte mich mal mit Jane Collins in Verbindung setzen. Sie kann es mir bestimmt sagen.«

»Willst du auch eine Hexe werden?«

»Was gibt es für einen Unterschied zwischen einer Dienerin des Satans und einer Hexe?«

»Eigentlich kaum einen«, gab Bill zu.

»Also sind wir uns ähnlich.«

Der Reporter schüttelte den Kopf. Es war grauenhaft. Er hatte in der letzten Zeit so oft Gespräche mit seiner Frau geführt, und er war immer wieder enttäuscht worden. Sheila stand auf der Seite des Teufels. Davon biß keine Maus den Faden ab.

»Hast du es aufgegeben, mich anzubetteln?« fragte sie.

»Betteln nennst du das?«

Sheila lachte. Es klang gemein und schmutzig. »Du kannst auch winseln dazu sagen. Mehr ist es nämlich nicht.«

»Kannst du dir nicht mehr vorstellen, Sheila, daß ein Mensch an seinem Leben hängt?«

»Doch, das kann ich. Vielleicht gibt dir der Satan eine Chance, mein Lieber.«

»Er würde mich freilassen?« Skeptisch klang die Frage des Reporters.

»Das gerade nicht. Aber es könnte möglich sein, daß er dich vor die Alternative stellt. Du bleibst am Leben, wenn du ebenfalls sein treuer Diener wirst.«

»Nie!«

»Ich hätte dich für klüger gehalten, Bill.«

»Solange ich lebe, Sheila, werde ich gegen den Satan kämpfen. Und wenn es das letzte ist, was ich tue. Aber ich denke auch an meinen Sohn. Er soll kein Opfer des Teufels…«

»Johnny wird ein Teufelskind. Dafür sorge ich!«

Bill blieb die Luft weg, als er eine Mutter so über ihr Kind reden hörte. Er schaute Sheila an, sah dieses glatte Gesicht ohne Gefühl und nickte, bevor er flüsterte: »Ich glaube dir, Sheila. Ich glaube fest daran, daß du tatsächlich so verbrecherisch sein wirst und deinen eigenen Sohn dem Satan opferst.«

Sheila lächelte nur.

Es hatte selten Situationen gegeben, in denen sich der Reporter so hilflos gefühlt hatte wie in diesen Augenblicken. Er konnte einfach nichts machen. Seit der Satan seine Klauen nach Sheila ausgestreckt hatte, war alles anders geworden.

Ein Schatten wischte herbei.

Sofort wurde die Blutbestie unruhig. Ihr Zustand änderte sich schnell, als sie erkannte, wer da gekommen war.

Asmodis!

Auch er strahlte nicht mehr die Ruhe aus, wie vor seinem Weggang. Vor Wut stampfte er mit dem Fuß auf den Boden. Es donnerte sogar, und Rauch quoll in der Luft.

»Was ist geschehen?« fragte Sheila.

»Er hat es geschafft. Er ist da.«

»Wer?«

»Sinclair!« schrie der Teufel. »John Sinclair, dieser verfluchte Geisterjäger!«

Für einen Augenblick waren Sheila und ihr Meister stumm. Sie hatten beide an dieser Nachricht zu kauen, auch Sheila, die ebenfalls zu Johns Feinden gehörte.

Nur einer freute sich. Es war Bill Conolly, und der Hoffnungsfunke wurde allmählich zu einer Flamme, die immer neue Nahrung bekam. Er hütete sich jedoch, seine Freude nach außen hin zu dokumentieren. John war zwar da, aber nicht in seiner Nähe. Und bis er ihn erreicht hatte, konnte er noch zehn Tode gestorben sein. So blieb dem Reporter nichts anderes übrig, als zu hoffen und zu warten.

Asmodis zeigte sich zwar ratlos, dennoch hatte er diesen Zustand schnell überwunden. Er nickte und wandte sich an seine neue, alte Dienerin. »Ich weiß nicht, wie es Sinclair geschafft hat, in diese Dimension zu gelangen, irgend jemand muß ihm geholfen haben, diesmal wird er sich verrechnet haben, das schwöre ich euch. Ich werde ihn packen und den Blutbestien zum Fraß vorwerfen.« Der Satan stieß die Worte voller Haß aus.

»Und was mache ich?« wollte Sheila wissen.

»Du kümmerst dich um deinen Mann!«

»Wie?«

»Töte ihn!« Der Teufel gab den Befehl und war von einem Augenblick zum anderen inmitten einer Rauchwolke verschwunden…

***

Ein leises Klingen verriet meinen Standort, denn das Kreuz war während meiner Bewegung vorgeschwungen und gegen den Rand des Kelchs gestreift, so daß dieses Geräusch aufklingen konnte.

Ich zuckte zusammen, schluckte und drehte mich auf dem Absatz.

Schwärze überall. Unheimlich. Tiefschwarz, tintig und irgendwie zum Greifen. Nichts erhellte sich, bis auf drei Augenpaare, die weiß glänzten und wie in die Schwärze geschnittene Löcher wirkten.

Ein unheimliches Bild. Kalt kroch es meinen Rücken hinab, und ich bekam allmählich Angst. Furcht hatte ich sowieso schon verspürt, nun

wuchs sie zu einer drängenden Angst hoch, und meine Nackenhaare stellten sich aufrecht.

Ich wartete auf die Attacke aus der Schwärze. Die Wesen mußten einfach kommen. Die Wesen, zu denen die Augen gehörten, waren schließlich meine Feinde und konnten mich nicht laufenlassen.

Auf einmal geschah etwas Seltsames.

Mein Kreuz reagierte. Es wurde an den vier Enden heller und gab einen etwas fahlen, blassen Schein ab, der allerdings nicht weit kam, sondern sehr rasch verschluckt wurde.

Ich freute mich trotzdem. Das erste Licht innerhalb der Schwärze konnte ich schon als einen Erfolg verbuchen.

Wie würde es weitergehen? Zudem hatte sich mein Kreuz nicht ohne Grund gemeldet.

Es mußte etwas im Anmarsch sein. Auf die Augen hatte es nicht direkt reagiert. Wenn es seinen Schein abgab, dann immer in einer großen Gefahr.

Es kam noch etwas auf mich zu.

Etwas Böses…

Gut und Böse reagieren, wenn sie aufeinandertreffen. Sie sind da wie Säure und Lauge, und was sollte als Böses in dieser Dimension, in einem Vorhof der Hölle, schon erscheinen?

Eigentlich gab es auf diese Frage nur eine einzige Antwort.

Der Teufel!

Also richtete ich mich darauf ein, Asmodis sehr bald persönlich gegenüberzustehen. Kein guter Gedanke. Zwar hatte er mir bisher nichts anhaben können, aber hier befand er sich in seinem Reich, und da war er der ungekrönte König und ich der Eindringling.

Ich beobachtete mein Kreuz und schaute gleichzeitig nach vorn.

Das Leuchten hatte sich nicht verstärkt. Es reichte gerade so weit, um den Rand des Kelchs zu berühren. Er veränderte sich nicht und hatte den Namen Kelch des Feuers kaum verdient.

Dabei hatte ich ihn schon anders erlebt. Vor Monaten, als ich gegen die Teufelsmönche kämpfte. Da war er regelrecht explodiert.

Noch immer hockte ich inmitten der Schwärze und wartete auf einen Angriff. Ich wünschte mir, daß sie aus der Dunkelheit kamen, um mich zu attackieren, dann hatte dieses Warten endlich ein Ende.

Vielleicht hätte ich es mir schon früher wünschen sollen, jedenfalls wich die Schwärze. Dies geschah nicht schnell, sondern langsam, nur allmählich lockerte sie sich auf.

Zunächst sah ich die grauen Wellen. Und was mir da wie Wellen ausgesehen hatte, waren in Wirklichkeit lange Schlieren, die träge durch das seltsame Grau trieben.

Überhaupt war alles so unbegreiflich, so seltsam. Die Gestalten hatten sich verkrochen, ich entdeckte keine Augenpaare mehr, dafür

sah ich genau, wo ich mich befand.

In einem Gang.

Dieser Gang führte nicht nach vorn, sondern in die Runde und um etwas herum, das ich nicht erkennen konnte, weil es verdeckt wurde.

Es hatte die Form eines gewaltigen Kastens, der gleichzeitig breit war und hoch aufragte. Lange Tücher oder Lappen verdeckten die Sicht auf das, was sich innerhalb des Kastens befand.

Vielleicht die Kugel?

Möglich war alles, dennoch konnte ich mich darum nicht kümmern, denn vor mir sah ich eine Gestalt. Sie war so plötzlich erschienen, daß sie sich eigentlich nur materialisiert haben konnte.

Ich kannte sie.

Es war der Teufel!

Satan zeigte sich mir offen. Seine Augen funkelten in einem unheilvollen Rot, während er krächzende Laute ausstieß und damit seine Diener in Bewegung setzte.

Er lenkte mich von sich selbst ab. Es war auch Sinn der Sache, denn er wollte mich von Geschöpfen töten lassen, die an Scheußlichkeit wohl kaum zu überbieten waren.

Große, gorillaähnliche Wesen mit kompakten Leibern.

Fellbedeckt, mit schrecklichen Fratzen und langen, aus den Oberkiefern ragenden Blutzähnen. Eine Abart der Vampire.

Blutmonster?

Und noch etwas unterschied sie von den normalen Gorillas. Diese hier besaßen große Schwingen. Sie konnten sich also in die Luft erheben, wenn sie es wollten.

Als ich in die drei Augenpaare schaute, war mir klar, daß sie mich belauert hatten.

Da es inzwischen heller geworden war, glänzten die Augenpaare auch nicht mehr so stark. Sie zeigten einen matten Schein und wurden manchmal von den träge durch den Gang fließenden Schleiern verdeckt.

Was waren das für Schleier?

Bisher wußte ich keinen Bescheid. Als einer dieser leichten seltsamen Schleier jedoch in meine unmittelbare Nähe kam, konnte ich den Geruch direkt aufnehmen.

Der Schleier stank nach Blut!

Mir drehte sich fast der Magen um. Ob es Menschenblut war, konnte ich nicht sagen. Wahrscheinlich nicht, denn dazu roch es einfach viel zu streng.

Ich schluckte.

Jetzt wußte ich auch, weshalb ich so eine große Mühe mit dem Atmen gehabt hatte, denn in der Dunkelheit hatten sich die Blutschleier auch vor mein Gesicht gelegt.

Mir rann es im nachhinein noch kalt den Rücken hinab, und ich mußte mich schütteln.

Schon längst hätte der Satan mich angreifen können. Schließlich war dies hier sein Gebiet. Daß er dies nicht getan hatte, dafür mußte es einen Grund geben, den ich auch sehr bald erfuhr.

Ich hörte seine wütende und gleichzeitig auch lauernde Stimme, die mir entgegendröhnte.

»Wie bist du hergekommen, Geisterjäger?« wollte er wissen.

»Ich dachte immer, daß du allwissend wärst!« höhnte ich.

»Du brauchst mir keine Antwort zu geben. Ich weiß, daß du einen Helfer gehabt hast.«

»Dann ist ja alles klar.«

»Was willst du?«

»Die Conollys!«

Der Teufel lachte dröhnend. »Ich hatte es mir gedacht, wollte dich aber noch fragen. Soll ich sie dir bringen, Sinclair?«

»Ich hole sie mir selbst.«

»Dann mußt du die Blutbestien überwinden, um die Leiche deines Freundes sehen zu können.«

Leiche meines Freundes!

Da konnte er nur Bill gemeint haben. Ein Bluff? Ich wußte es nicht und fragte mich, ob es der Teufel tatsächlich nötig hatte, so zu bluffen. Eigentlich nicht, denn er konnte mit grausamen Tatsachen aufwarten.

Mein Magen zog sich zusammen. Ich schluckte. Ein toter Bill Conolly – nein, das konnte ich mir kaum vorstellen.

Mir wurde heiß und kalt zur gleichen Zeit. Ich schluckte hart, die Frage lag mir auf den Lippen, und ich bekam sie von Asmodis beantwortet, ohne sie gestellt zu haben.

»Ich selbst brauchte ihn nicht einmal umzubringen. Auch die Blutmonster setzte ich nicht ein. Ich habe eine neue Dienerin, sie hat dafür gesorgt, daß dein Freund gestorben ist.«

»Sheila?«

»Jawohl. Wer nicht für mich ist, der stellt sich gegen mich. Und Sheila Conolly hat ihren Mann getötet!«

Ich erstickte fast an meiner Wut und konnte mich nur mühsam beherrschen. »Wo ist er jetzt?«

»Gar nicht weit weg von hier«, sagte der Satan. »Dieser Gang besitzt vier Tunnel, die in ein Verlies münden, wo ich deinen Freund habe anketten lassen. Von einem Blutmonster wird er zusätzlich bewacht, und natürlich von seiner Frau. Dein Weg war vergebens, Sinclair. Für mich allerdings nicht. Zum zweitenmal bist du in den Vorhof der Hölle eingedrungen. Einmal habe ich dich freiwillig laufenlassen, dir sogar geholfen, das wird jetzt nicht mehr geschehen, darauf kannst du dich verlassen. [4] Du bist verloren, Sinclair.«

Ich schaute auf mein Kreuz, sah auch in den Kelch, doch kein Gesicht zeigte sich. Dieses Gebiet hier war wohl auch für meine Helferin tabu, und ich ballte voller Wut die Hände.

»Nun?«

»Wenn du Mut hast, Asmodis, dann stell dich endlich!«

»Das brauche ich gar nicht. Ich habe meine Helfer. Die Blutmonster brauchen Nachschub, und du bist das ideale Opfer für sie, John Sinclair. Diesmal kann dich auch nicht derjenige retten, der dich hergeführt hat. Hier bestimme ich!«

Es waren seine letzten Worte, die er mir entgegenschleuderte, denn er ließ die Bestien kommen.

Und wie sie kamen.

Der Gang war breit genug, damit sie ihre Flügel ausbreiten konnten. Ich sah sie zunächst nur als Schatten, wie sie träge auf- und abwogten und die in der Luft schwebenden Blutschleier berührten, die durcheinandergewirbelt wurden und vor meinen Augen groteske Tänze aufführten.

Der Satan zog sich zurück. Nicht schnell und plötzlich, sondern langsam, wobei er mit dem herrschenden Zwielicht verschmolz.

Dann kamen die Monster.

Das Bild, das sich meinen Augen bot, hätte aus einem Fantasy-Film stammen können. Die Bestien flogen durch die mit langen Blutfäden geschwängerte Luft, lagen dabei auf ihren Bäuchen, so daß ihre Fratzen zu mir herabstarrten.

Gräßliche Gesichter. Affenfratzen eigentlich, aber mit Mäulern versehen, die noch größer waren und aus denen lange, dolchartige Zähne mit leicht gekrümmten Spitzen wuchsen.

Ich feuerte eine Kugel ab.

Diesmal klang der Abschuß nicht so dumpf, und ich sah auch den Einschlag. Das Silbergeschoß hämmerte in die Brust des ersten Blutmonsters, riß dort eine Wunde, aus der ein breiter Strom nach unten floß, aber es stoppte das Untier nicht.

Das Monstrum flog weiter.

Und es geriet in die gefährliche Nähe, ich vernahm das böse Fauchen, das mit einem jaulenden Geräusch unterlegt war, huschte zur Seite, das Monstrum drehte sich in der Luft, um mir zu folgen und mußte dabei dicht über den Kelch hinwegschweben.

Für einen winzigen Moment glaubte ich, ein intensives Glühen zu sehen, das aber nicht von dem Kelch ausging, sondern von einem Gegenstand, den ich nicht sah.

Der Kelch reagierte außerdem.

Ich mußte ihm Abbitte leisten, denn diesmal machte er seinem Namen alle Ehre.

Über der Öffnung leuchtete es für einen winzigen Augenblick auf,

dann entstand eine lange zischende Feuersäule, die steil in die Höhe stieg und das Monstrum über dem Kelch erfaßte.

Es ging alles blitzschnell.

Ich hörte grauenvolle Schreie. Das Monstrum veränderte seine Gestalt, wurde zu einem dicken Klumpen und klatschte danach zu Boden, wo es wie eine klebrige Teermasse liegenblieb.

Die Flamme sank wieder zusammen.

Ein flüchtiges Lächeln huschte über meine Lippen. Ich fühlte mich plötzlich nicht mehr so allein, konnte auf den Kelch vertrauen, der mir mit seiner Kraft zur Seite stand.

Würde er auch die beiden anderen Monstren vernichten?

Sie waren schlauer und hatten bemerkt, was mit ihrem Artgenossen geschehen war, deshalb änderten sie ihre Flugrichtung und griffen so an, daß sie nicht in die Nähe des Kelches gerieten.

Ich stand mit dem Rücken zur Wand.

Der erste Gegner erschien über mir. Ein gewaltiges, unheimliches Gebilde, das mich auch erdrücken konnte, wenn ich nicht achtgab.

Weit war das Maul aufgerissen, und die Zähne blitzten gefährlich.

In der Vorhölle aktivierte ich mein Kreuz und hoffte, daß es auch hier seine Wirkung nicht verloren hatte.

»Terra pestem teneto – Salus hic maneto!«

Der berühmte Spruch.

Konnte er mir helfen?

Ja, er schaffte es. Die Feuersäule, die aus dem Kreuz fauchte, war kalt, aber aufgeladen mit einer zerstörenden Magie, die auch vor dem Monstrum nicht Halt machte.

Und noch etwas geschah.

Plötzlich gingen der Kelch und das Kreuz eine Verbindung ein.

Die aktivierten Strahlen waren wie Speere, und sie breiteten sich gedankenschnell innerhalb dieses runden Ganges aus. Sie funkten hindurch, zusammen mit dem Kelch bildeten sie eine magische Brücke, und die Entladung fand statt.

Feuer und Magie!

Sie bildeten eine Einheit. Der runde Gang war erfüllt von beidem.

Ich hörte das Fauchen der Flammen wie unheimliche Stimmen, hatte mich zusammengeduckt, hockte auf dem Boden und hielt die rechte Hand mit dem Kreuz in die Höhe.

Dazwischen die Schreie der Monstren.

Die Blutbestien gerieten in diesen magischen Hexenkessel hinein, wurden voll erwischt und auch vernichtet.

Etwas anderes konnten die Schreie nicht zu bedeuten haben. Ich hielt die Augen geschlossen, und als ich sie wieder öffnete, war die Entladung noch immer nicht beendet.

Weiter tobten sich die Magien aus. Da kämpfte Gut gegen Böse, und

jeder wollte gewinnen.

Wer blieb Sieger?

Ich riß mich zusammen, weil ich zusehen wollte, öffnete die Augen und bekam noch mit, wie das letzte Blutmonster vor mir zerrissen wurde. Sein Schädel zerplatzte. Die einzelnen Stücke gerieten in die fauchenden magischen Flammen und verschmorten dort.

Im Zentrum standen der Kelch und das Kreuz. Endlich hatte der Kelch des Feuers bewiesen, zu was er fähig war. Seine Kraft schien unermeßlich zu sein, denn auch er war im Vorhof der Hölle zu einem ruhenden, aber gefährlichen Pol geworden.

Seltsam klar wurde die Luft. Als ich tief einatmete, hatte ich das Gefühl, Ozon zu »tanken«, und mir ging es allmählich wieder besser.

Ich schaute mich um.

Es gab keine Blutbestien mehr. Kreuz und Kelch hatten sie gemeinsam vernichtet.

Das mußte ich mir erst einmal klarmachen. Waren denn beide zusammen so stark, daß sie sogar den Teufel aus seinem ureigensten Reich vertreiben konnten?

Fast kam es mir so vor, denn ich sah einen völlig normalen Gang vor mir, erhellt von grauem Licht und ohne Blutfäden, denn sie waren in der anderen Magie regelrecht zerschmort.

Ich wischte über meine Stirn, schluckte ein paarmal und dachte daran, daß ich gekommen war, um Bill Conolly zu befreien, aber auch, um die Kugel zu holen, die genau in die Öffnung des Kelchs paßte.

Um was sollte ich mich zuerst kümmern?

Es lag auf der Hand, daß es Bill sein mußte, aber die magische Brücke hatte mich nicht ohne Grund genau in diese Gegend transportiert. Wenn alles stimmte, mußte sich die Kugel in meiner unmittelbaren Nähe befinden. So hoffte ich wenigstens.

Ich war gespannt.

Mein Blick fiel automatisch dorthin, wo etwas mir Unbekanntes sein mußte, das durch diesen Vorhang verdeckt war.

Und wieder sah ich das rote Leuchten. Es schimmerte durch den Vorhang. Da es in seiner Form einem Kreis glich, war mir klar, daß es sich eigentlich nur um die Kugeln handeln konnte.

Um sie zu sehen, mußte ich den Vorhang lüften.

Man hatte mich vor einem Wächter gewarnt. Waren diese Blutbestien damit gemeint, oder gab es da noch einen anderen?

Ich würde es bald wissen.

Meine Hände griffen in die Falten des Vorhangs. Ich schaute auf den Kelch, sah sein geheimnisvolles Glühen, und auch das Kreuz gab laufend kleine Explosionen ab.

Da war noch etwas…

Die zwei Sekunden mußte ich mir einfach nehmen und riß diese seltsame Decke mit einem gewaltigen Ruck ab.
Meine Augen wurden groß. Was unter der Decke zum Vorschein kam, war unglaublich…

***

Jetzt war genau das eingetreten, was Bill Conolly hatte verhindern wollen.
Sheila sollte ihn umbringen!
Und sie würde es tun, weil sie einfach nicht anders konnte, denn der Satan hatte die Kontrolle über ihre Seele bekommen. Er würde sie so lenken, wie er es für richtig hielt.
»Hast du das gehört?« fragte sie leise.
»Sicher.« Bills Stimme klang belegt. Sie spiegelte akustisch die Stimmung wider, in der er sich befand. Es war die reine Depression, kein Aufbäumen mehr, nur noch dumpfe Verzweiflung.
»Überlege es dir!« flüsterte Bill rauh. »Denk daran, was wir alles gemeinsam hinter uns haben. Du darfst nicht so einfach…«
»Ich gehöre dem Teufel!«
Vier Worte, die alles sagten, das wußte auch Bill. Sheila, seine Frau, befand sich auf dem gleichen Weg wie Jane Collins, die ehemalige Detektivin. Der Satan hatte es tatsächlich geschafft und das Team um John Sinclair auseinandergerissen.
»Willst du wirklich einen Mord auf dein Gewissen laden?« hauchte der Reporter und starrte Sheila dabei an. »Willst du das wirklich?«
»Gewissen?«
»Ja, Gewissen!« schrie Bill.
Sheila lachte ihn aus. »Was ist das eigentlich, ein Gewissen? Ich kenne es nicht. Ich will es auch nicht kennen. In der Hölle gibt es so etwas nicht.«
»Du bist nicht in der Hölle, sondern ein Mensch«, erklärte der Reporter ruhig.
»Und als Mensch werde ich dich umbringen. Aber auch als Dienerin des Teufels. Der Satan hat mir den Auftrag geben«, erklärte Sheila. »Davon weiche ich nicht ab!«
Bill war verzweifelt. Was sollte er tun? Sheila war einfach nicht zu belehren. Sie drehte durch. Da konnte Bill reden, wie er wollte, seine Frau gehorchte einem anderen.
Aus, vorbei!
Es hatte überhaupt keinen Sinn mehr, Sheila durch Worte überzeugen zu wollen, aber durch Taten ging es auch nicht, denn Bill hing in den Fesseln, während sich seine Frau frei bewegen konnte.
Die Trümpfe lagen auf ihrer Seite.
»Womit willst du mich töten?« fragte Bill.

»Mit einer Kugel.«
»Du hast keine Waffe!«
Sheila lächelte. »Sei nicht dumm, Bill. Dafür besitzt *du* eine, nicht wahr?«
Der Reporter verzog das Gesicht. Glasklar hatte ihm seine Frau dies zu verstehen gegeben. Er besaß tatsächlich die Beretta. Sheila brauchte sie ihm nur abzunehmen, das war alles.
Und sie ging auf ihn zu.
Es waren nur wenige Schritte, die beide trennten. Als sie vor ihm stand, schaute sie in sein Gesicht. Bill preßte den Rücken gegen die Steinsäule, er spürte den harten Druck, die Augen waren weit geöffnet und verdreht, und er schielte auf den blonden Haarschopf seiner Frau nieder.
Sheila hatte die für sie richtige Distanz erreicht. Sie brauchte nur den Arm auszustrecken, um Bill die Waffe abnehmen zu können.
Das wußte der Reporter auch.
Seine Arme konnte er zwar nicht bewegen. Dafür die Beine. Und plötzlich flammte der Widerstandswille in ihm hoch. Er wollte es Sheila nicht leicht machen, auch wenn sie seine Frau war. Sie sollte spüren, daß mehr hinter ihm steckte, daß er kämpfen konnte.
Durch nichts zeigte Bill seine Reaktion. Er ließ Sheila sogar noch näher kommen. Als ihre Hand ihn bereits berührte, reagierte er.
Das rechte Bein winkelte er an und rammte das Knie in die Höhe.
Es war ein wuchtiger Stoß, und obwohl Sheila zur anderen Seite gehörte, tat es Bill in der Seele weh, sie so attackieren zu müssen. Die nächsten Sekunden kamen ihm wie ein böser Alptraum vor, denn er sah seine Frau, die den Treffer voll mitbekommen hatte, zurückweichen und die Arme heben. Sie ruderte damit. Ihre Augen waren aufgerissen, der Mund ebenfalls, und das Gesicht schmerzverzerrt.
Bill hatte sie hart getroffen. Er hätte nie gedacht, daß es einmal soweit kommen würde, aber dies hier war eine verfluchte Ausnahmesituation. Da konnte er nicht anders handeln.
Sheila kippte zurück. Nur mit großer Mühe fing sie sich und schüttelte den Kopf. Sie war blasser geworden. Die Hände hatte sie auf die getroffene Stelle gelegt, und dann zischte sie Bill etwas entgegen, das ihn noch härter als ein Schlag traf.
»Du Hund!«
Ein böses Wort, aber es dokumentierte das, was Sheila für ihren Mann empfand.
»Du hast gedacht, du könntest mich ausschalten, Bill, aber du hast dich geirrt. Ich kriege dich doch. Ich werde dir die Waffe abnehmen, und dir die Kugel mitten zwischen die Augen schießen!«
Worte, die Bill Conolly entsetzten. Er schnappte verzweifelt nach

Luft, weil er das Gefühl hatte, unsichtbare Ringe würden seine Brust zusammenpressen.

Bill verdrehte die Augen. Er schielte nach rechts, denn dort hockte der zweite Feind.

Es war das Blutmonster. Noch hatte es sich nicht gerührt und saß mit zusammengelegten Flügeln auf dem Steinboden des Verlieses.

Wenn es zusammen mit Sheila angriff, sanken Bills Chancen auf den absoluten Nullpunkt. Da konnte er nichts mehr machen.

Sheila kam wieder.

Diesmal war sie vorsichtiger. Sie ging geduckt und schlug dabei einen Halbkreis. Nie ließ sie ihren Mann aus den Augen. Sie atmete durch den Mund und hatte die Arme halb erhoben, um rasch zugreifen zu können.

Die Hälfte der Distanz hatte Sheila bereits überwunden, als sie plötzlich stoppte.

Das hatte seinen Grund.

Auch Bill waren die Geräusche aufgefallen, die dumpf bis in das Verlies hineinschwangen.

Sie mußten dort entstanden sein, wo auch Sheila und Bill hergekommen waren.

In einem Tunnel!

Bill erinnerte sich daran, daß der Teufel von John Sinclair gesprochen hatte. Der Geisterjäger, Bills letzte Hoffnung, versuchte, sich durch den Tunnel zu kämpfen.

Schaffte er es?

Sheila schüttelte den Kopf. Sie hatte mit den gleichen Gedanken gespielt wie Bill, aber sich selbst eine Antwort gegeben. »Nein, gib dich keinen falschen Hoffnungen hin. Er wird es nicht schaffen. Der Satan ist zu stark, ich spüre es.«

Bill antwortete nicht.

Die Blutbestie aber wurde unruhig. Sie breitete die Flügel aus, ohne allerdings vom Boden abzuheben und in die Höhe zu steigen.

Nur die Augen bewegten sich in dem fratzenhaften Gesicht, und aus seinem offenen Maul tropfte Geifer.

Bill wollte sich weiter verteidigen. Er mußte, bis John Sinclair eingetroffen war, am Leben bleiben. Vorausgesetzt, daß der Geisterjäger es schaffte.

Aber da stand Sheila.

Sie starrte ihren Mann an. Die Lippen hatte sie zusammengepreßt, einen Arm vorgestreckt, als wollte sie jetzt schon nach der Beretta greifen.

Und die Blutbestie reckte sich.

Die Flügel hatte sie ausgebreitet, ließ sie jedoch in der Ruhestellung und ging auf den Reporter zu.

Es war ein schwingender Gang, wie Bill ihn oft bei Menschenaffen gesehen hatte. Die Arme hingen lang herab, die Augen waren starr auf den Reporter gerichtet, der plötzlich leichte Magenbeschwerden bekam, wenn er daran dachte, daß er diesem Untier wehrlos ausgeliefert war. Mordlust las er in den Pupillen.

Gegen Sheila hatte sich Bill verteidigen können, das Monstrum würde ihn schaffen.

Und Sheila lachte leise. »Wetten, mein Lieber, daß ich deine Waffe bald bekomme?«

Bill schwieg. Er wußte, daß seine Frau recht behalten würde.

Gegen die Blutbestie kam er nicht an.

Das Wesen näherte sich von der Seite. Obwohl es schwer war, hörte Bill die Schritte kaum. Die breiten Füße berührten den Boden, und das Monstrum rollte sich über die Fußballen ab.

Sehr lang waren die Arme. Wenn es zufaßte, konnte Bill ihnen nicht entwischen.

Die Distanz war bereits erreicht. Es hätte zupacken können, und Bill war der Gedanke kaum gekommen, als sie Hand auf seinen Kopf zielte und er im nächsten Augenblick die Klaue an der Kehle spürte.

Sie war wie eine Klammer. Sofort wurde dem Reporter die Luft abgedrückt. Er konnte nicht mehr atmen. Zwei Finger der Klaue standen hoch und stachen in sein Gesicht, wobei sie noch drückten und er mit dem Hinterkopf vor die Steinsäule gedrückt wurde.

Bill versuchte es bei dem Monster noch einmal. Er riß sein rechtes Knie hoch, fühlte auch Widerstand, der sehr hart war, aber sein Kniestoß war erfolglos.

Das Monstrum wich um keinen Millimeter.

Dafür spürte Bill die andere Klaue über seine Brust tasten. Die Finger bewegten sich hektisch. Lange Nägel kratzten, Bills Hemd zeigte schon sehr bald Risse, und dann hatte das Monstrum auch schon die mit Silberkugeln geladene Beretta gefunden.

Es riß die Waffe aus der Halfter, sprang dabei zurück, neigte seinen Schädel und starrte die Pistole an, wie einen Gegenstand, den es noch nie gesehen hatte.

Bills Herz übersprang einen Schlag. Jetzt war genau das eingetreten, was er hatte verhindern wollen, und er vernahm das höhnische Lachen seiner Frau.

»Glaubst du jetzt daran, daß ich dich erschießen werde?«

Der Reporter konnte kaum sprechen. Noch immer spürte er die Nachwirkungen des Drucks an seinem Hals. Er hatte große Mühe, die ersten Worte auszustoßen.

»Sheila, denk nach! Es ist Mord, wenn du…«

»Das interessiert mich nicht, mein Lieber. Ich will dich töten, ich muß dich töten, weil es mir der Meister gesagt hat.«

Was sollte der Reporter ihr darauf antworten?

Sheila wandte sich an das Blutmonster. Der Satan hatte Macht über das Geschöpf, würde es Sheila auch haben?

»Her mit der Waffe!« verlangte sie.

Die Blutbestie rührte sich nicht.

»Gib sie!«

Das Monstrum schaute die Pistole an, bewegte sein Maul, stieß seltsame Laute aus und sah mit an, wie Sheila sich in Bewegung setzte und auf das Geschöpf zuging.

Es tat nichts, blieb stehen und stierte die Frau an. Auch Sheila hatte keine Angst. Zielstrebig näherte sie sich der Schauergestalt und wurde dabei von ihrem Mann beobachtet.

Ohne ein Wort zu sagen, griff sie zu und entriß dem Monstrum die Beretta.

Es tat nichts dagegen. Bill Conollys Todessekunde rückte näher und näher.

Gleichzeitig steigerte sich auch seine Angst. Er schaute zu, wie Sheila den Griff der Beretta mit beiden Händen umfaßte, dann herumschwang und auf ihn anlegte.

Vielleicht hätte sie schon geschossen, wenn nicht ein anderes Ereignis sie aufgeschreckt hätte.

Ein gewaltiges Brausen und Krachen war zu vernehmen, das aus den Tunnelöffnungen zu ihnen in das Verlies schwang und für beide unerklärlich war.

So bekam Bill eine Galgenfrist.

Und er dachte an seinen Freund. War es John Sinclair, der da aufräumte und sich dem Satan gestellt hatte?

Es gab für ihn nur die Möglichkeit. Auch Sheila wußte keinen Bescheid, ihr Gesicht zeigte einen ratlosen Ausdruck. Sicherlich wartete sie auf den Teufel, der ihr vielleicht eine Erklärung hätte geben können, aber der ließ sich nicht blicken.

Bill suchte noch einmal seine Chance. »Bitte, Sheila! Es hat keinen Sinn. Du stehst auf einem Pulverfaß. Du bist ein Mensch, du gehörst nicht hierher, auch nicht zum Satan. Du mußt an meiner Seite bleiben! Wirf den Bann ab!« brüllte Bill.

Das Gesicht war ausdruckslos. Sie hatte die Lippen so hart zusammengepreßt, daß sie einen Strich bildeten und blutleer wirkten.

Die Wangenmuskeln zuckten, die Augen hatte sie weit geöffnet, und ein Muster aus Falten bedeckte ihre Stirn.

»Sheila!« rief Bill. Seine Stimme klang beschwörend.

Sie drehte sich zu ihm um. Ihre Blicke trafen sich. Ohne daß sie ein Wort gesagt hatte, wußte der Reporter Bescheid. Er hatte seine Frau nicht überzeugen können.

Sheila hob die Waffe!

Bill war einfach zu geschockt, um eine Frage stellen zu können. Er bekam kein Wort hervor, aber Sheila las die Bitte in seinen Augen.

Und sie schüttelte den Kopf.

Ihr Zeigefinger lag um den Abzug. Mit beiden Händen hielt sie die Waffe, hatte die Augen leicht zusammengekniffen.

Bill schaute genau in das Mündungsloch. So groß wie das einer Kanone kam es ihm vor. Hinter Waffe und Händen sah er verschwommen das Gesicht seiner Frau.

Würde sie schießen?

Ja, sie drückte ab.

Im gleichen Augenblick bebte die Erde!

***

Ich hatte meine Hand um dieses seltsame Tuch gekrallt, es abgerissen und wunderte mich noch nachträglich über dessen Leichtigkeit. Das war alles zweitrangig. Für mich allein zählte nur, was sich meinen weit geöffneten Augen bot.

Ich sah den Wächter der Kugel!

Eine Gestalt, wie ich sie noch nie erlebt hatte. Kein Dämon im eigentlichen Sinne, kein Ungeheuer, kein Monstrum, dennoch ein Gebilde, das man mit dem Begriff unheimlich umschreiben konnte.

Ein Gigant aus Stahl!

Als ich ihn zuerst ansah, da wankte ich zurück. So sehr hatte mich dieser Anblick überrascht.

Dieser Gigant stand in einem Käfig, einem riesigen, langgestreckten Vogelzwinger, der in der oberen Hälfte spitz zulief.

Unter diesem Käfig, bei dem die Eisenstangen sehr dicht nebeneinander standen, gab es keinen Halt, er schwebte frei in der Luft, aber auf der Plattform stand der Wächter.

In einem dunklen, kalten Blau schimmerte er. Der Kopf war eine gewaltige Kugel. Der Körper schien aus mehreren Teilen zusammengesetzt und ineinander geschoben zu sein. Er wirkte ungelenk. Ein stählerner Koloß, ein Riesen-Roboter, ein Frankenstein der modernen Technik.

Lebte er?

Wahrscheinlich ja, denn er hatte einen Stahlarm angewinkelt, und auf seiner stählernen Greifklaue lag etwas, nach dem ich so verzweifelt gesucht hatte.

Es war die Kugel der Tanith!

Rund, rötlich und geheimnisvoll schimmernd, als wären in ihr die Rätsel der Welt zu lesen.

Kugel und Kelch paßten zusammen, sie bildeten eine Einheit.

Wenn beides ineinandergriff, war die Macht dieser Waffen sehr groß. Ich sah die Kugel vor mir, aber ich wußte nicht, wie ich an sie

herankommen sollte.

Durch das Gitter streckte ich meinen Arm, weil ich es wenigstens versuchen wollte, aber die Kugel war zu weit entfernt.

Mein Blick glitt höher. Ich schaute auf den Kopf des Monstrums.

Kein Gesicht, keine typischen Merkmale, nur diese glatte, blaue Kugel, die wie der Helm eines Astronauten wirkte.

Konnte sich der Wärter überhaupt bewegen?

Und wer war er?

Flüsternd und scharf vernahm ich die Stimme des Satans. »Du hast den Wächter der Kugel gesehen, Geisterjäger, aber er ist jemand, an dem du dir die Zähne ausbeißen wirst. Gegen ihn ist deine Magie zu schwach, denn er ist mein Freund, der Golem des Teufels!«

Ich sah Asmodis nicht. Es war auch nicht nötig. Ich wußte nur, daß er in der Nähe lauerte und mir diese Wahrheiten sagen konnte.

Der Golem des Teufels!

Ein Golem ist ein künstlicher Mensch, dieser aber sah mir nicht danach aus. Vielleicht steckte er auch in der Rüstung. Wie dem auch war, ich mußte versuchen, die Kugel zu erwischen.

So weit ich meinen Arm ausstreckte, ich kam nicht an dieses Werk aus Magie und Technik heran.

Mittlerweile war ich davon überzeugt, daß etwas in seinem Innern stecken mußte, obwohl mir niemand einen Beweis gegeben hatte, es war nur das Gefühl, und dann bewegte er sich plötzlich.

Sehr langsam drehte er sich um.

Ein Gesicht hatte er nicht, ich starrte auf die glatte Fläche und sah wieder die Kugel in seiner Hand.

Wie konnte ich an sie herankommen?

Überhaupt nicht, denn ein anderer übernahm die Initiative. Es war der Teufel.

Ich hatte schon erwähnt, daß sich unter dem Käfig ein Schacht befand und der Golem auf der Plattform seines Gefängnisses stand.

Das änderte sich blitzschnell.

Aus der Tiefe drang beißender Gestank hervor, wurde zu einer gelblichen Rauchwolke, aus der zwei gewaltige Klauenhände stießen, die nach dem Käfig griffen.

Es waren die Hände des Teufels.

So rasch wie er die Plattform des Käfigs wegzog, konnte ich nicht reagieren.

Plötzlich war der Golem frei.

Für einen winzigen Moment sah ich ihn noch, dann rutschte er vor meinen Augen in die unauslotbare Tiefe dieser höllischen Dimension und war verschwunden.

Ein dumpfes, gefährlich klingendes Grollen drang an meine Ohren, und dazwischen hörte ich die überlaute Stimme des Teufels.

»Pech gehabt, Geisterjäger, der Golem ist frei. Ich lasse ihn auf die Menschheit los. Du wirst dich noch wundern.« Sein Lachen schmetterte mir entgegen.

Mir blieb nichts anderes übrig, als in die Tiefe zu starren, wo mir der Blick durch Rauch und grüne Wolken verwehrt wurde und ich weder von dem Golem noch von seinem Herrn und Meister, dem Teufel, etwas sah.

Er hatte mich geleimt.

Aber ich wußte, wo sich die Kugel der Tanith befand und wer sie bewachte.

Der Käfig schwankte vor und zurück. Niemand hatte ihn angestoßen, er gab nur die Schwingungen weiter, die ihn, von der Decke her kommend, erfaßten.

Schwingungen, die von der Decke ausgingen?

Mir wurde heiß und kalt zugleich, denn ich ahnte, was das bedeutete.

Ein Erdbeben im Vorhof der Hölle. Vielleicht sollte diese Dimension auseinandergerissen werden und ich natürlich mit. Nicht nur an mich durfte ich denken, auch an meinen Freund Bill Conolly, der wahrscheinlich nicht mehr lebte.

Solange ich nicht seine Leiche gesehen hatte, wollte ich an seinen Tod nicht glauben. Der Satan hatte mir schon vieles versprochen, und nicht immer war alles eingetroffen.

Wo steckte Bill?

Asmodis hatte von vier Tunnels gesprochen, die in ein Verlies führten. Genau dort mußte ich meinen Freund finden können.

Leider wußte ich nicht, wo sich die Tunnels befanden. Mir blieb nichts anderes übrig, als sie zu suchen.

Ich bückte mich, griff nach dem Kelch und raffte ihn an mich. Auf keinen Fall durfte ich ihn verlieren. Er war gewissermaßen der Garantieschein für eine hoffentliche Rückkehr in die normale Welt.

Ich wankte los.

Es war tatsächlich ein Wanken, denn bereits nach den ersten Schritten bebte der Boden.

Ein heftiges Zittern durchlief das Gestein, es erfaßte auch mich und schüttelte mich durch. Dabei schaffte ich es nicht mehr, das Gleichgewicht zu halten, wurde gegen die Wand geschleudert und sah bereits die ersten Risse im Boden.

Ich stieß mich ab, sprang, hüpfte fast wie sein Tier und sah vor mir etwas Dunkles.

Der Tunnel?

Genau wußte ich es nicht. Es blieb mir zudem nicht die Zeit, es nachzuprüfen, ich mußte hinein, stürzte vor und wurde von der Finsternis verschlungen.

Kaum hatte sie sich über mich gelegt, als ich den Schuß vernahm und sofort an meinen Freund Bill Conolly dachte…

***

Sheila hatte geschossen!

Bis zum letzten Augenblick hatte Bill daran gezweifelt. Dann sah er das kurze Mündungslicht, und die Kugel traf.

Bill spürte den heftigen Schmerz zwischen Hüfte und Achsel an der rechten Seite. Den Einschlag hatte er kaum gespürt, aber er wußte, daß er getroffen war, wenn auch nicht tödlich.

Die nächsten Sekunden erlebte er wie im Traum und sah dennoch alles glasklar vor sich.

Vielleicht hätte Sheila die Kugel in das Herz ihres Mannes gesetzt, wenn nicht der Boden angefangen hätte zu wanken. Erdstöße erschütterten ihn, sie brachten Sheila aus dem Gleichgewicht und hatten dies auch geschafft, als sie abdrückte.

Aus diesem Grunde nur hatte sie den Schuß verrissen. Momentan war Sheila mit sich selbst zu sehr beschäftigt, um noch einmal auf ihren Mann zu feuern.

Der Reporter stand wie unter einer hohen Stromspannung. Er zitterte, fluchte, dachte nicht mehr an die Schmerzen und den Kugeleinschlag, sondern versuchte, sich mit aller Gewalt der Eisenringe zu entledigen, die ihn festhielten.

Es war ein vergebliches Bemühen. Das Eisen war einfach zu stark.

Bill riß nur seine Haut an den Gelenken auf und spürte auch das feuchte Blut.

Dann hörte er Sheilas Stimme. »Ich kriege dich doch!« brüllte sie.

»Der Teufel hat mir einen Befehl gegeben, ich führe ihn durch, darauf kannst du dich verlassen!«

Sie wollte einfach Bills Tod!

Abermals erschütterte ein Erdstoß das Gewölbe. Und auch die Blutbestie merkte, daß etwas nicht stimmte. Sie breitete ihre Schwingen aus und stieg in die Höhe.

Aus ihrem Maul tropfte Geifer und klatschte auf den Boden. Das Biest drehte sich in der Luft. Es schwebte jetzt so, daß es Bill anschauen konnte.

Kalte, weiße Augen waren auf ihn gerichtet. Lang ausgestreckt die Arme. Was Sheila nicht geschafft hatte, wollte das Blutmonstrum vollenden.

»Nein, ich will ihn!« Sheila kreischte wie eine Wahnsinnige. Sie war zurückgetaumelt, stand breitbeinig auf dem schwankenden Boden und legte erneut an.

»Sheila, das ist Wahnsinn!« brüllte Bill in höchster Not und vernahm, wie es in der Säule hinter ihm knirschte.

»Das ist es nicht!« schrie Sheila zurück. Wieder schoß sie.

Bill zuckte zusammen. Etwas klatschte dicht neben seinem Kopf gegen die Säule. Steinstaub sprühte gegen seine Stirn und drang auch in die Augen.

»Beim drittenmal ziele ich besser!« versprach Sheila und taumelte auf dem schwankenden Boden näher.

»Dazu kommt es nicht mehr!« brüllte eine andere Stimme dagegen.

Sie gehörte John Sinclair!

***

Ich hatte den Tunnel geschafft und gesehen, was in diesem Verlies geschah. Ich wußte auch, daß Sheila auf ihren gefesselten Mann geschossen hatte und es abermals tun wollte. Das mußte ich verhindern.

Unter allen Umständen!

Sie hörte meine Stimme, sie schaute zu mir, und ihr Gesicht verzerrte sich voller Haß.

»Weg mit der Pistole!«

»Nein!«

Sheila drehte durch. Sie schoß wieder. Diesmal nicht auf Bill, sondern auf mich.

Schon bei meinem Befehl war ich zu Boden gegangen, weil ich mit ähnlichem gerechnet hatte. Die Kugel war halbhoch gezielt, jetzt jaulte sie über mich hinweg und prallte irgendwo gegen die Wand.

Ich feuerte zurück.

Dabei hatte ich Angst, daß mich wieder ein Erdstoß erwischte und ich die Kugel verriß.

Endlich hatte ich mal Glück. Dicht vor Sheilas Fußspitzen hämmerte es in den Boden, wurde von ihr bemerkt, und mit einem entsetzten Ausdruck im Gesicht sprang sie zurück.

Das hatte ich erreichen wollen.

»John!« vernahm ich Bills verzweifelten Ruf. Leider konnte ich mich um ihn nicht kümmern, denn die letzte Blutbestie hatte mich ebenfalls entdeckt. Während sich Sheila weiter zurückzog, trieb sie das Monstrum an. »Pack ihn, pack ihn und vernichte ihn!« Sie befand sich in einem Rausch und fuchtelte mit der Beutewaffe herum.

Ich konnte nicht zu ihr, denn in den Raum zwischen ihr und mir stieß das Monstrum herab.

Die gorillaähnliche Blutbestie wollte mich mit ihren überlangen Armen packen. Eigentlich hätte ich noch die Zeit gehabt, wegzutauchen, doch ich wartete zu lange und vergaß dabei das Beben der Erde.

Ein Stoß ließ die Wände wackeln, den Boden vibrieren, und diese Vibration erfaßte auch mich. Sie schleuderte mich zur Seite, und ich

hatte kaum den Boden berührt, als die Blutbestie plötzlich über mir war und mit ihren langen Armen zugriff.

Klauen krallten sich in meiner Kleidung fest. Sie zerrten und rissen mich in die Höhe. Bevor ich mich versah, schwebte ich bereits über dem Boden.

Den Kelch hatte ich nicht mehr halten können. Ich sah auch nicht, wo er hinrollte, sondern nur noch die Fratze, die sich gefährlich meinem Gesicht näherte und zubeißen wollte.

Zähne wie Lanzenstücke wollten in meinen Hals schlagen. Ich schoß zweimal. Dabei hatte ich die Mündung gegen das dicke Fell der Blutbestie gepreßt, die Einschläge der Kugeln schüttelten das Biest durch, töteten es leider nicht.

Mit der anderen Hand zog ich den Dolch, während die auf- und niederschwingenden Flügel große Schatten über mich warfen. Den Kopf der Bestie sah ich nicht mehr so dicht vor mir. Auch das Maul war weiter zugeklappt. Zwischen den Zähnen drang ein widerlich stinkender, beißender Qualm hervor, der mein Gesicht streifte, sich schmerzhaft in meine Augen setzte und ein genaues Sehen unmöglich machte.

Ich stieß mit dem Silberdolch zu.

Die Klinge drang in den Körper, wühlte sich tief hinein, und ich zog sie noch hoch.

Das Monstrum sackte ab.

Es war ein schneller Fall. Er erschreckte mich, ich bekam Angst, daß ich mit dem Kopf zuerst auf den Boden schlagen würde, doch die Gefahr war Sekunden später nicht mehr gegeben, denn die Blutbestie konnte sich wieder fangen und sich auch in die Höhe schwingen.

Ich gab dennoch nicht auf.

Das Fauchen hörte ich dicht neben meinem Kopf. Die Krallen hielten mich wie Klammern fest, das Gebiß mit den Blutzähnen blitzte, und immer wieder wollte das Monstrum zubeißen.

Das Wesen war mit Blut gefüllt, denn aus den Wunden rannen lange Ströme der roten Flüssigkeit und schwächten es auch, so daß es mir gelang, dem zuschnappenden Gebiß zu entgehen und ebenfalls zuzustoßen.

Diesmal ins Gesicht.

Was genau geschah, konnte ich nicht erkennen, denn ein Schwall der roten Flüssigkeit übergoß mich. Ich hatte die Augen geschlossen, merkte aber, daß wir abwärtsglitten.

Der Aufprall war nicht zu vermeiden.

Nicht sehr heftig und knochenverstauchend, dennoch schleuderte mich die Kraft zur Seite, und die Klauen rutschten ab. Bevor ich mich fangen konnte, bekam ich noch einen Schlag der Schwingen mit. Eine Kante rutschte an meiner Schulter entlang, und ich merkte, wieviel

Kraft hinter diesen Flügelschlägen steckte.

Ich robbte aus der unmittelbaren Gefahrenzone und erlebte den Tod der Blutbestie.

Zwei geweihte Silberkugeln und ein harter Stich mit dem ebenfalls geweihten Silberdolch hatten die Existenz dieses Monstrums zerstört.

Es blutete aus. All die Lebensflüssigkeit, die es getrunken hatte, drang aus den Wunden und benetzte den Steinboden, in dem ich plötzlich ein Muster sah.

Risse!

Gefährlich groß, so breit, daß man darin verschwinden konnte, und ich wurde durch Sheilas wütende Schreie abgelenkt.

Sie stand auf einem schwankenden Etwas. Als ich sie sah, vergaß ich Bill und auch meine eigene Situation, denn ich erlebte ein Phänomen der Hölle.

Ein Großteil des Untergrundes, schon als kleines Plateau oder Platte zu bezeichnen, war von dem anderen abgespalten worden.

Der Riesenstein trieb dahin, wurde von Dämpfen umwölkt, die aus der Tiefe stiegen und einer hellroten, glühenden Lava entstammten, die wie in einem heißen Kessel kochte.

Die Plattform war belegt.

Drei Personen sah ich dort.

Der Teufel stand am Rand und schickte uns sein höllisches Gelächter entgegen. Er hatte seinen rechten Arm zur Seite hin ausgestreckt, und gegen ihn preßte sich Sheila.

An seiner linken Seite stand der Golem.

Groß, wuchtig, drohend und unheimlich. Ein gigantischer Koloß mit einer äußeren Hülle aus Stahl, ein Angstmacher, wie man ihn sich furchteinflößender nicht vorstellen konnte.

So trieben sie auf der heißen Lava immer weiter von uns weg, und noch zwei Gestalten erschienen aus dem Nichts.

Jane Collins und Wikka!

Die Detektivin hatte sich der Teufel als erste geholt. Nun war es ihm auch gelungen, Sheila an sich zu ketten, und einem kleinen Kind die Mutter zu entreißen.

War sie auch für alle Zeiten verloren? Im Moment sah es so aus.

Ich erstickte fast an meiner eigenen Wut und Hilflosigkeit. Was ich hier erlebte, konnte ich kaum verkraften, und ich hätte mir jetzt gewünscht, unsichtbar zu sein und mich auf die treibende Scholle hinteleportieren zu können, aber das war nicht möglich.

Ich mußte mich um Bill kümmern.

Sein verzweifelter Ruf erreichte nicht seine Frau, sondern meine Ohren. »Sheila…«

Sie war ihm entrissen worden. Bill hing in seinen Fesseln, den Oberkörper vorgebeugt, schwach, elend, fast erledigt, denn aus der

Wunde an seiner rechten Hüfte rann ein dünner Blutfaden und wurde von der Kleidung aufgesaugt.

Tränen sickerten aus seinen Augen, er bewegte noch einmal die Lippen, diesmal konnte er nicht einmal den Namen seiner Frau aussprechen, die allmählich vom Dunkel einer grausamen Dimension verschluckt wurde, so daß sie unseren Blicken vollends entschwand.

In diesem Teil der Vorhölle, aber bebte die Erde weiter. Gewaltige Stöße schüttelten den Untergrund durch. Für mich ein Alarmsignal.

Zudem sah ich, daß sich zwischen mir und Bill ein Graben geöffnet hatte.

Mit einem gewaltigen Satz übersprang ich ihn, erreichte den Reporter und schrie ihm Durchhalteparolen ins Ohr.

Hoffentlich packte Bill es.

Im ersten Moment kam ich mit den verdammten Stahlklammern nicht zurecht. Bis ich den Bogen raushatte, vergingen abermals kostbare Sekunden, und der Graben hinter mir verbreiterte sich.

Dann war Bill frei.

Er kippte und wäre voll aufs Gesicht geklatscht, hätte ich ihn nicht aufgefangen. Ich stellte mich so hin, daß er über meine Schulter fallen konnte.

So hielt ich ihn fest.

Um dieser Dimension zu entfliehen, brauchte ich den Kelch des Feuers. Er aber lag jenseits des Spalts, aus dem plötzlich grüne Klauen krochen, die echsenköpfigen Monstren gehörten und nach uns greifen wollten. Noch waren sie nicht so hoch, als daß sie uns erwischt hätten.

Ich lief einen Schritt, hörte Bill stöhnen und spürte auch sein Gewicht. Dann sprang ich.

Selten in meinem Leben hatte ich soviel Kraft in einen Sprung gelegt. Ich mußte nicht nur mich, sondern auch meinen Freund über den Spalt hinwegkatapultieren.

Für eine schrecklich lange Sekunde hatte ich Angst, es nicht zu schaffen, doch mit dem Mute der Verzweiflung gelang es mir, die andere Seite zu erreichen.

Dort sackte ich zusammen. Das Gewicht meines Freundes drückte mich zu Boden, und es gelang mir, mit den Fingerspitzen den Kelch zu erreichen und an mich heranzuziehen.

Kaum hatte ich es geschafft, als ein donnerndes Krachen ertönte.

Die Steinsäule, an die Bill gefesselt gewesen war, brach vor unseren Augen zusammen.

Sie fiel krachend ineinander, Staub wölkte auf, vernebelte die Sicht, trieb näher, drang in meine Kehle, und ich mußte husten.

»John, wir müssen raus!« flehte Bill.

»Okay, okay, das schaffen wir!«

Hoffentlich packten wir es. Kreuz und Kelch. Die Verbindung sollte, sie mußte stehen, und ich brachte beides zusammen, während aus dem sich erweiternden Spalt die schrecklichen Echsenwesen krochen und mit langen, roten Zungen nach uns schlugen.

Der Teufel hatte die Höllenpforte geöffnet, damit sie uns verschlang. Trotz der berstenden Steine und krachenden Geräusche um mich herum vernahm ich eine dünne Stimme.

Tanith war da!

Und im selben Augenblick stand die Verbindung. Abermals sah ich den goldenen Balken, entdeckte in ihm das Gesicht der toten Wahrsagerin, und im nächsten Augenblick veränderte sich die Welt um uns herum.

Keine Hölle, kein Grauen mehr, nur noch Schwärze.

Wo wir landen würden, wußte ich nicht, denn ich hatte vergessen, meine Gedanken auf einen bestimmten Punkt zu konzentrieren. Es blieb nur zu hoffen, daß wir dort hinkamen, wo sich die Kugel der Tanith befand.

Und damit auch der Golem…

ENDE des ersten Teils

[1]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 031 »Liebe, die der Teufel schenkt«
[2]Siehe John Sinclair Nr. 288 »Die Katzen-Göttin«
[3]Siehe John Sinclair Nr. 270 »Geistertanz der Teufelsmönche«
[4]Siehe John Sinclair Nr. 202 »Bring mir den Kopf von Asmodina«